

# Leseprobe

Professor Dr. Magnus Brechtken  
**Albert Speer**  
Eine deutsche Karriere

---

»Minutiös schildert Brechtken die weltweite Vermarktung des braunen Saulus als rehabilitiertem Paulus.« SWR 2

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



---

Seiten: 912

Erscheinungstermin: 22. Oktober 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

---

## Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Ausgezeichnet mit dem NDR Kultur Sachbuchpreis – akribisch recherchiert und packend erzählt**

1931 trat Albert Speer der NSDAP bei und avancierte zu einem der engsten Vertrauten Hitlers, 1942 wurde er Rüstungsminister und organisierte den »totalen Krieg« wie die Vernichtungsmaschinerie. Dennoch behauptete er nach dem Kriegsende, kein Nazi gewesen zu sein – eine Legende, die der renommierte Zeithistoriker Magnus Brechtken eindrucksvoll dekonstruiert. Auf der Basis jahrelanger Recherchen und vieler bislang unbekannter Quellen schildert er zugleich, wie Millionen Deutsche Speers Fabeln vom angeblich unpolitischen Techniker mit Eifer übernahmen, um sich die eigene Vergangenheit schönzureden, und wie sehr Intellektuelle wie Joachim Fest und Wolf Jobst Siedler diese Legendenbildung unterstützten. Die verblüffende Biografie eines umtriebigen Manipulators – und zugleich ein Lehrstück für den deutschen Umgang mit der eigenen Geschichte.





MAGNUS BRECHTKEN

# ALBERT SPEER

EINE DEUTSCHE KARRIERE

Pantheon

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Erste Auflage

Pantheon-Ausgabe Oktober 2018

© 2017 by Siedler Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München,  
unter Verwendung eines Entwurfs von Rothfos & Gabler, Hamburg  
Umschlagmotiv: Süddeutsche Zeitung Photo  
Lektorat und Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-570-55380-0

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*Für Frauke*

# Inhalt

<b>Prolog</b>	9
<b>Erster Teil</b>	
<b>DIE ANFÄNGE (1905 bis 1932)</b>	17
Aus gutem Hause	19
Entscheidung für den Nationalsozialismus	31
<b>Zweiter Teil</b>	
<b>AUFBRUCH (1933 bis 1942)</b>	43
Energischer Aufstieg	45
»Baumeister der Bewegung«	73
Der Eroberungsmanager	114
Pläne für den »Endsieg«	137
<i>Exkurs: Filmpropaganda – projizierte Macht</i>	143
Bauherr und Kriegslogistiker	147
<b>Dritter Teil</b>	
<b>FRONTARBEITSFÜHRER (1942 bis 1945)</b>	153
Architekt des totalen Krieges	155
<i>Exkurs: Volksgemeinschaftsführer und potentieller Hitlernachfolger</i>	186
Zerstörungsfachmann	205
<i>Exkurs: Dynamik der Tat – der reisende Techniker</i>	227
Krankheit und Legende	239
Krieg bis »fünf nach zwölf«	275
<b>Vierter Teil</b>	
<b>DER NOBLE NAZI (1945 bis 1966)</b>	293
Vor Gericht	295
Spandau und die Neukonstruktion des Lebens	311

Mediale Mythenbildung	327
Einsatz für die vorzeitige Freilassung	341

### **Fünfter Teil**

<b>FABELHAFTE ERFOLGE (1966 bis 1981)</b>	363
Comeback	365
Erfolgsprojekt Erinnerungen	385
Der allgegenwärtige Zeitzeuge	421
Die Spandauer Tagebücher	465
<i>Exkurs: Speer und Geld</i>	492
Finale: Glück des Betrügens	507

### **Sechster Teil**

<b>NACHLEBEN (1981 bis heute)</b>	535
Verzögerte Dekonstruktion	537
Ignoranz und Wissensferne: Joachim Fest	555

<b>Epilog</b>	577
---------------	-----

### **Anhang**

Nachwort und Dank	583
Anmerkungen	588
Quellen- und Literaturverzeichnis	830
Register	900
Bildnachweis	910

## Prolog

Albert Speer ist vermutlich der am häufigsten zitierte Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts.<sup>1</sup> Ein engagierter Nationalsozialist, Unterstützer Hitlers, Architekturmanager, Kriegslogistiker, Rüstungsorganisator, Mitbetreiber der NS-Rassenpolitik, eine Zentralfigur des Eroberungs- und Vernichtungskrieges: Das ist der reale Albert Speer bis 1945.

In der Nachkriegszeit hat sich ein anderes Bild von ihm verbreitet. Hier erscheint Speer meist als verführter Bürger, unpolitischer Technokrat, als fleißiger Fachmann, der vor allem seine Arbeit im Sinn hatte und dabei wenig wahrgenommen haben wollte von den Verbrechen, die sich um ihn herum ereigneten – während er in Wahrheit mit der SS paktierte, Zwangsarbeiter in den Tod trieb und europaweit die Kriegsrüstung organisierte. Allenfalls dunkle Ahnungen habe er gehabt von dem, was doch vor seinen Augen und nicht selten auf seine direkte Initiative hin geschah.

Es war die Legende vom unwissend-arglosen Bürger Albert Speer auf der schuldfreien Seite der Geschichte. Auf der anderen standen die ungehobelten Parteimänner mit ihrem lauten Benehmen und den groben Visagen. Das waren »die Nazis«. Irgendwie war er in deren Nähe geraten. Warum nur? Manche Historiker sprachen dann vom »Rätsel Speer« und mochten seine Verbrechen, die ein Blick in zeitgenössische Quellen offenbart hätte, nicht zur Kenntnis nehmen. Folgsam übernahmen sie viele seiner Erinnerungsbilder. Mit den dunklen Seiten des Dritten Reiches, so meinten sie unter dem Beifall all derer, die sich selbst gern in diesen Erzählungen wiedererkennen wollten, hatte der bürgerliche Speer – einer wie sie – kaum etwas gemein.

Speer schrieb und erzählte nun Geschichten von persönlicher Distanzierung und nachgeholter Reue. Als Bekenner, der sich mahnend an die Nachwelt wendet, gelang ihm damit nach 1966 eine zweite Karriere. Er wurde zum international gefragten Kronzeugen für das überwundene Böse. Ein nachdenklicher Zeitzeuge, jederzeit bereit, »authentische« Erinnerungen an eine schlimme Zeit zu liefern, in der es niemandem, selbst ihm nicht, leichtgefallen war, rechtschaffen zu bleiben und integer. Millionen Deutsche hörten und lasen das gern. Sie schienen sich fast zu sehnen nach immer

neuen und doch immer ähnlichen Erzählungen angeblicher Einsicht und Läuterung.

Auch in anderen Ländern hatte der distinguierte ältere Herr mit dem zurückhaltenden Auftreten Erfolg. Vor allem in der angelsächsischen Welt war Speer wenige Jahre nach seiner Entlassung aus dem Spandauer Gefängnis ein gern gesehener, von Zeitungen, Film und Fernsehen geradezu hofierter Gast. Was wie zwei Leben vor und nach 1945 erscheint – Täterschaft hier, Reue dort – fügt sich bei Lichte betrachtet zu einem stringenten Narrativ: Nach dem Einsatz für den Nationalsozialismus und der Täterschaft als Verbrecher strebte Speer die Interpretationsherrschaft über die Geschichte an, um alles, was er getan hatte, umerzählen, vernebeln, in ablenkenden Fabeln auflösen zu können. In beiden Rollen war Speer ebenso energisch wie erfolgreich.

Gerade deshalb ist Speers Karriere exemplarisch, eine deutsche Karriere im zwanzigsten Jahrhundert, die bis in die höchsten Sphären der Macht führte, an die Schalthebel einer europäischen Kriegsmaschinerie mit Millionen Arbeitern, Soldaten und einem Arsenal von Waffen, wie sie in der Weltgeschichte zuvor nicht eingesetzt worden waren. Speer sorgte für die Verlängerung des Krieges um Jahre, opferte dabei unzählige Menschen, um den Sieg des Nationalsozialismus zu erreichen, und sah sich in der Endphase des Krieges sogar ernsthaft als möglichen Nachfolger Hitlers.

Sein Ehrgeiz und sein rascher Aufstieg verschafften Speer besondere Prominenz, zugleich jedoch war er auch repräsentativ. Nimmt man die nationalsozialistische Herrschaft als Ganzes in den Blick und befreit man sich von der Täuschung, dass »die Nazis« etwas »Fremdes« waren, eine mysteriöse Macht, die das Land im Januar 1933 irgendwie von außen überwältigte und im Mai 1945 wieder verschwand, wird klar: Albert Speer war einer von zahllosen Deutschen, die Nationalsozialisten sein *wollten*, die ihr Leben und ihr Streben danach ausrichteten. Sie wollten Hitler und damit auch sich selbst zur Macht verhelfen. Speer ragte heraus und ist doch zugleich exemplarisch für all jene, die sich mit ähnlichen, wenngleich bescheideneren Ambitionen so wie er für den Nationalsozialismus engagierten, ihn trugen und gestalteten.

Speer repräsentierte mit seinem Ehrgeiz, seinem Einsatz und seinem Willen zum Erfolg eine nationalsozialistische Funktionselite, wie sie auch in der Verwaltung, in der Justiz, dem diplomatischen Dienst, in der Medizin oder an den Hochschulen die Gesellschaft bestimmte. Ob als Beamte im öffentlichen Dienst – von der Finanzverwaltung bis zu den Fürsorgeeinrichtungen –, als Angestellte und Unternehmer, Landwirte und Akademiker, widmeten sie der nationalsozialistischen Idee ihre Arbeitskraft, der Partei und deren Gliederungen ihre Zeit im Dienste dessen, was sie selbst nicht

selten als Idealismus verstanden. Sie glaubten an Hitler und teilten seine politischen Überzeugungen. Sie gestalteten mit ihm den Rassenstaat und organisierten den Eroberungs- und Vernichtungskrieg. Sie verkörperten den Nationalsozialismus. So wie Speer.

Speers Streben in die NSDAP ist nur ein Indikator von vielen. Seine frühe Mitgliedschaft ist ernst zu nehmen als Entscheidung eines Mannes aus dem bürgerlichen Milieu, aus dem sich weitere hunderttausend Gestalter des Regimes rekrutierten. In dieser Perspektive stand Speer für all jene NS-Bürger, die in Führungspositionen strebten, um dafür zu sorgen, dass die Herrschaft funktionierte – die den Rechtsstaat beseitigen halfen, beim Verschwinden ihrer jüdischen Mitbürger zusahen, sich nicht selten an deren Schicksal bereicherten und dabei meinten, eine ganz gewöhnliche Laufbahn zu verfolgen. Wie man das eben tut, wenn man alle Chancen nutzt, die einem das Leben in einem autoritären Selbstbedienungsstaat bietet, der Zugriff auf öffentliche Gelder und das Vermögen seiner Gegner erlaubt und in dem Skrupel oder Gewissen als Schwäche gelten.

Albert Speer war nicht gezwungen, sich für den Nationalsozialismus oder für Hitler einzusetzen. Freiwillig, zielstrebig und eifrig war jeder Schritt seines Einsatzes für dessen Herrschaft, gegen die deutschen Juden und andere Minderheiten, später für den Krieg und die Versklavung von Millionen Menschen. Speer hätte, wie sein Vater, Miets- und Privathäuser, Gewerbebauten, Villen oder das ein oder andere öffentliche Gebäude errichten können. Dabei hätte er sich nicht einmal besonders anstrengen müssen. Als Sohn reicher Eltern war er finanziell unabhängig. Das unterschied ihn von den meisten Angehörigen der NS-Funktionseleite, die ihre nationalsozialistische Überzeugung mit der Notwendigkeit verbanden, ihre Familien zu versorgen. Aber auch viele Beamte und Angestellte mussten keine eifrigen Verfechter des neuen Rassenstaates sein. Selbst als führendes Mitglied der Funktionseleite konnte man, als der Nationalsozialismus seine Ideologie in die Praxis umsetzte, durchaus beiseite stehen und auf überkommene Prinzipien und Grundrechte verweisen.

Niemand drängte Albert Speer zum Einsatz. Er hätte es sich leisten können, die ethischen und moralischen Grenzen seines Tuns zu definieren und sie nicht zu überschreiten – wenn solche Grenzen für ihn von Bedeutung gewesen wären. Die Freiwilligkeit macht seine Täterschaft auch deshalb besonders markant, weil ihm später ein Kunststück öffentlicher Schizophrenie gelang. Indem er seine Karriere zu einer Art Trance umdeutete, in die er zwölf Jahre lang gefallen sei, nahm er deren Leistungen für sich in Anspruch, um zugleich die Folgen seines Tuns von sich zu schieben. Er hatte beispiels-

weise auch dann noch unermüdlich weiter Fabriken bauen und Waffen produzieren lassen, als die Niederlage klar erkennbar war. Für diese Erfolge wollte Speer bewundert sein, die dadurch im letzten Kriegsjahr explodierenden Opferzahlen sollten anderen zugerechnet werden.

Auch in dieser Hinsicht war Speer ein typischer Exponent der nationalsozialistischen Funktionseliten: Sie alle taten ja nur ihre Pflicht. Die Generäle führten Krieg, die Euthanasie-Ärzte selektierten »lebensunwertes Leben«, Polizei und Verwaltungsbeamte bekämpften abweichendes Verhalten, enteigneten und deportierten Opfer, Richter orientierten ihre Urteile am Maßstab des »gesunden Volksempfindens«, Journalisten berichteten von tapferen Frontsoldaten, die ferne Regionen eroberten, um dem Reich die Vormachtstellung in der Welt zu sichern, die ihm nach der Natur des ideologischen Kampfes zustand; Akademiker lieferten historische Rechtfertigungen und entwarfen Pläne zur ethnischen Flurbereinigung. Im Empfinden dieser »Eliten« war das alles ganz normal. Auch Speer vermochte ohne jedes Bedenken ein Mordregime zu betreiben und zugleich die Opfer zu ignorieren.

In den 1970er-Jahren, im Glanz der Bewunderung für seine Bekenntnisse, meinte Speer, er würde alles noch einmal genau so tun. Der moralische Abgrund dieser Aussage ist derart bodenlos, dass seine Hörer nicht wahrnahmen, was Speer damit für sich reklamierte: Stolz auf die Errungenschaften seiner gesamten Vergangenheit, von deren Verbrechen er sich ansonsten gern in öffentlich zur Schau gestellter Reuepose distanzierte. Anders lässt sich kaum erklären, dass entsprechende Reaktionen der Fassungslosigkeit nicht überliefert sind.

Dass Speers Aussagen als Zeitzeuge nach 1945 durch und durch verlogen sind und wie virtuos er gegen die Fakten der historischen Überlieferung seine eigenen Fabeln verbreitete, konnte man schon früh erkennen. Solange Speer redete, gab es Zweifler. Aber Speer verstand es, sich über Jahrzehnte durchzusetzen, weil Historiker und Publizisten – und mit ihnen die überwältigende Mehrheit der Leserinnen und Leser – ihm folgten. Weil sie ihm und seinen Märchen folgen *wollten*.

Wer einen Blick in die Geschichtsschreibung zum Nationalsozialismus wirft, der wird – vielleicht verblüfft, vielleicht frustriert – feststellen: Ein substanzieller Teil dessen, was im Laufe der Jahrzehnte über das Dritte Reich produziert wurde, ist von Speers Legenden durchwoben. Das gilt für die Charakterisierung zentraler Personen – von Hitler über Göring bis zu Martin Bormann oder Robert Ley – nicht weniger als für wichtige politische Entwicklungen wie den Mythos vom »Rüstungswunder« oder Speers geschickte Ablenkungen von seiner zentralen Zusammenarbeit mit Himmler und

Goebbels bei der Totalisierung der Kriegführung. Das gilt für Speers angebliche Attentatspläne bis zum objektiv lächerlichen Anspruch, er habe die deutsche Wirtschaft für die Nachkriegszeit gerettet. Das gilt schließlich für die weltweit in Texten und Filmen verbreiteten Szenen von Hitlers letzten Tagen im Bunker, in denen regelmäßig Speers Fabrikationen als Geschichtsdarstellung präsentiert werden statt als die literarischen Konstrukte, die sie sind. So werden seit Jahrzehnten Erdichtungen weitergetragen und vermeintliche Zitate kolportiert, die Speer einst in die Welt setzte. Sie haben seither ein Eigenleben entwickelt, dessen Ausgangspunkt allein im blinden Vertrauen auf seine Glaubwürdigkeit als Zeitzeuge liegt. Für ihn persönlich bedeutete dies einen immensen Erfolg, für seine Zuhörer und Leser, die »aus erster Hand« erfahren wollten, was jener kleine Kreis von Verbrechern mit dem unschuldigen deutschen Volk angestellt hatte, erzeugten seine Schilderungen wohlige Schauer der Erinnerung an eine Zeit der nationalen Größe. Für alle, die ernsthaft um Erkenntnis und historische Wahrhaftigkeit ringen, ist es ein Desaster.

Speer war kein Rätsel, sondern ein Repräsentant. Seine Taten liegen offen zutage, ja, sie sind sichtbarer als die vieler Euthanasie-Ärzte, Geheimpolizisten und Richter, Ministerialbeamten und Generäle. Sie alle agierten fleißig, wie es deutscher Tradition entsprach – sie *taten* etwas. Und diese Taten lassen sich beschreiben, analysieren, bewerten. Das gilt auch für Speer. Über ihn und von ihm sind Berge von Dokumenten überliefert. Man muss allerdings hinsehen wollen. Nicht was Speer nach 1945 über sich erzählt hat, bringt uns dem Verständnis näher, sondern die Analyse seines Tuns, wie es aus den Quellen zu erschließen ist.

Auf den folgenden Seiten wird regelmäßig deutlich werden, wie naiv und nicht selten fahrlässig es war, auf Speers Zeitzeugenerzählung zu vertrauen, namentlich dort, wo Dokumente zur Prüfung bereitlagen, aber nicht konsultiert wurden. Überhaupt ist es verblüffend, dass manche Biographen Speers, die vielhundertseitige Texte vorlegten, immer noch meinten, ohne den Gang in die Archive auskommen zu können. Das gilt für die weit verbreiteten Texte von Gitta Sereny und Joachim Fest aus den 1990er-Jahren bis hin zu dem erst jüngst erschienenen Buch von Martin Kitchen.

Gitta Sereny hat für ihre Darstellung nur einige wenige Dokumente aus den Nachlassbeständen im Bundesarchiv konsultiert, aber weder das Material zu Speers Tätigkeit als Minister noch die in sonstigen Archiven überlieferten Dokumente; zentrale wissenschaftliche Literatur nimmt sie nicht wahr. Über Joachim Fests Scheu, in Archiven zu recherchieren, mokierten sich seine Journalistenkollegen schon in den 1970er Jahren. Für seine Speer-Biographie von 1999 verzichtete er denn auch auf eigene Forschung, ignorierte zentrale Erkenntnisse der vorangehenden Jahrzehnte und konzentrierte sich

ganz auf das, was Speer ihm über die Jahre erzählt hatte. Martin Kitchen schließlich hat für sein 2015 veröffentlichtes Buch zwar einen Teil der jüngeren Literatur verarbeitet, ist aber den Hinweisen auf zentrale Dokumente, die in den Archiven liegen, nicht nachgegangen.<sup>2</sup>

Demgegenüber beispielhaft aufklärend und förderlich für die Forschung war schon vor mehr als zehn Jahren *Die Akte Speer* von Heinrich Breloer und Rainer Zimmer. Obwohl »nur« als Begleitbuch zu einem Film konzipiert, bieten die dort präsentierten Beispiele durchweg präzise, aus den Archiven recherchierte Einsichten, von denen viele in späteren Texten und Filmen zu Speer erstaunlicherweise unbeachtet geblieben sind – auch darauf wird noch einzugehen sein.

Was immer die Motive für das Nicht-selbst-Nachforschen gewesen sein mögen – Bequemlichkeit, Ignoranz, Unwissen, Gleichgültigkeit, Scheu vor der Komplexität und Masse der Quellen –, das Ergebnis ist dasselbe: Statt selbst zu prüfen, vertraut man dem Zeitzeugen Speer und seinen Unterstützern; statt selbst die Archive zu konsultieren, werden Speers eigene, in der Literatur dicht repräsentierte Lesarten stets aufs Neue wiederholt.

Hervorzuheben sind dagegen die Arbeiten vieler meist wenig bekannter Historikerinnen und Historiker, die sich, oft aus Interesse an einem Spezialthema, in die Archive begaben und wichtige Puzzlesteine lieferten, die leider oft nicht mal für sich wahrgenommen, geschweige denn zu einem größeren Bild zusammengesetzt wurden. Exemplarisch zu nennen sind die Untersuchungen von Dietmar Arnold, Ulrich Chaussy und Eckart Dietzfelbinger, Yasmin Doosry, Werner Durth und Karl-Heinz Ludwig, Hans J. Reichhardt, Wolfgang Schäche und Angela Schönberger, Matthias Schmidt, Heinrich Schwendemann und Susanne Willems. Zwar haben ihre Veröffentlichungen eine gewisse Wirkung erzielt, der in den öffentlichen Diskursen aber jene populären Erzähler wie Fest und Sereny gegenüberstanden, die weiterhin Speers Fabeln kolportierten und Dank ihrer Medienpräsenz lange dominierten.

Es geht also weniger um das Individuum Albert Speer, sondern um den Typus des bürgerlichen Deutschen, der bewusst zum Nationalsozialisten wurde und nach 1945 nicht den Willen und die Einsicht hatte, sich über seine Taten eine *ehrliche* Rechenschaft zu geben. Speers Biographie ist mithin eine beispielhaft deutsche Geschichte, mit der wir nicht nur einer Analyse des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen näherkommen, sondern auch den Untiefen ihrer Aufarbeitung.

Nicht Speers Lügen sind erklärungsbedürftig – er tat nur, was er Zeit seines Lebens getan hatte, das Beste für sich herausholen –, zu analysieren und sichtbar zu machen ist vielmehr die Gläubigkeit, das offensichtliche Verlangen, mit dem seine Fabeln über Jahrzehnte nacherzählt wurden, selbst dann

noch, als deren Lügenhaftigkeit geradezu ins Auge sprang. Die Karriere des Albert Speer spiegelt folglich in hohem Maße auch die deutsche Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Aus dieser Perspektive mag das Folgende mit seinen exemplarischen Details und aufklärenden Hinweisen als eine Aufforderung gelesen werden, zu prüfen und selbst weiter nachzudenken.<sup>3</sup>

ERSTER TEIL

# **DIE ANFÄNGE**

(1905 bis 1932)

## AUS GUTEM HAUSE

*Was bedeutet schon Geld – wenn man es hat?*

ALBERT SPEER, ca. 1978<sup>1</sup>

Unser Wissen über Albert Speers Kindheit entstammt nahezu ausschließlich seinen eigenen Erzählungen. Was darin überprüfbar ist, hat sich oft als erfunden herausgestellt. Das beginnt schon mit dem Bericht über seine Geburt. Speer hat sie literarisiert, um die Bedeutung des Ereignisses hervorzuheben: »An einem Sonntag, dem 19. März 1905, 12 Uhr mittags, kam ich in Mannheim zur Welt. Der Donner eines Frühjahrgewitters übertönte, wie mir meine Mutter oft erzählte, das Glockengeläute von der nahen Christuskirche.«<sup>2</sup> Abgesehen von Ort und Datum ist alles Phantasie. Auf der offiziellen Urkunde ist als Geburtszeit »Vormittags um elf ein Viertel Uhr« vermerkt, ein Gewitter ist erst für den späteren Nachmittag verzeichnet, und von der Christuskirche stand damals nicht einmal das Fundament.<sup>3</sup>

Speer war der zweite von drei Söhnen des Ehepaars Albert Friedrich und Luise Mathilde Wilhelmine Speer. Der Vater, Jahrgang 1863, stammte aus Dortmund, die Mutter war 1879 in der Mainzer Kaufmannsfamilie Hommel geboren worden. Die Familie lebte in der Prinz-Wilhelm-Straße 19, die später in Stresemannstraße umbenannt wurde. Das herrschaftliche Haus umfasste »vierzehn Zimmer auf drei Stockwerken«; im Kellergeschoss logierten, nach Speers Erzählung, »sieben Bedienstete«, die Eltern besaßen »getrennte Schlaf- und Ankleidezimmer im zweiten Stock«. In einem Nebengebäude war das Architekturbüro des Vaters untergebracht.<sup>4</sup>

Mannheim und das am anderen Rheinufer gelegene Ludwigshafen gehörten zu den Boomregionen des wilhelminischen Zeitalters. Von den zahlreichen Unternehmen, die damals zu Akteuren auf dem Weltmarkt wurden, dürfte die Badische Anilin- und Soda-Fabrik, kurz BASF, das wohl bekannteste sein. Durch die Industrialisierung, die nach immer neuen Fabrikhallen, Verwaltungs- und Wohngebäuden verlangte, machte Speers Vater ein Vermögen.

Speers Erinnerungen an seine Vorfahren sind bisweilen verklärend und widersprüchlich, darauf hat schon Gitta Sereny hingewiesen. Offenbar hielt er – und mit ihm sein Verleger Wolf Jobst Siedler und Redakteur Joachim Fest –

es für wünschenswert, sich in eine lange bürgerlich-wohlhabende Tradition zu stellen, denn daraus ließ sich das spezifische Narrativ konstruieren, Speer repräsentiere eine Welt, die »irgendwie« in die Nähe des Nationalsozialismus geriet, mit dem er »eigentlich« – wie weite Teile des Bürgertums – nichts zu tun habe. Ungereimtheiten tun sich vor allem bei Berthold Speer auf, dem Großvater väterlicherseits, von dem Speer in den *Erinnerungen* behauptet, er sei »zwar früh« verstorben, habe aber als »wohlhabender Architekt« genügend Mittel für die Ausbildung der vier Söhne hinterlassen.<sup>5</sup> Davon blieb später nur der frühe Tod (»angeblich Selbstmord«); das Erbe reichte nicht für ein Studium, sodass Speers Vater seine Karriere als Lehrling in einem Architekturbüro begann.<sup>6</sup> Als Sereny Speer darauf ansprach, erwiderte er nur schulterzuckend: »Ich hielt es nicht für wichtig. Warum soll man in einem Buch auf solche persönlichen Dinge eingehen?«<sup>7</sup> Selbstverständlich wusste Speer, dass es einen Unterschied macht, ob ein Großvater mittellos im Selbstmord endet oder als wohlhabender Versorger seiner Kinder, daher präsentierte er der Öffentlichkeit ein möglichst harmonisches Erinnerungsgebäude.

Auch ohne eine Erbschaft machte Speers Vater eine stupende Karriere. Neunundzwanzigjährig eröffnete er 1892 in Mannheim sein eigenes Büro. Der junge Architekt erhielt reichlich Aufträge und wurde binnen weniger Jahre ein wohlhabender Mann. Er investierte bevorzugt in Immobilien, die weitere Einnahmen generierten. Als Speers engster Mitarbeiter Rudolf Wolters die Familie 1943 besuchte, schildert er den Senior als »eine originale Figur; mit seinen 80 Jahren hat er eine Vitalität, die jeder Beschreibung spottet. Er ißt, trinkt, raucht dicke Zigarren und läuft jeden Tag stundenlang spazieren. (...) Er ist vollkommen anders als sein Sohn, sowohl in Figur, Gesicht und Gehabe. Er hat in seinem Leben viel gebaut und, wie er freimütig bekennt, seinen Beruf als Instrument zum Geldverdienen angesehen. ›Was ich gemacht habe, war mir gleichgültig, die Hauptsache war, ich mache Geld.« Das Honorar habe er oft durch Prozesse erstritten.«<sup>8</sup>

Auch Speers Großvater mütterlicherseits war ein Selfmade-man (Speer benutzte diesen Begriff<sup>9</sup>). Hermann Hommel, der »Sohn eines armen Schwarzwälder Försters«, wie Speer in den *Erinnerungen* schreibt, war als Inhaber eines Handelshauses für Werkzeugmaschinen reich geworden. So besaß Speers Mutter aus eigener Familie stets Geld im Überfluss, ihr Erbteil war wertvoller als das erarbeitete Vermögen ihres Mannes. Hochzeit und Umzug nach Mannheim, seinerzeit eine von rauchenden Schloten geprägte Industriestadt, bedeuteten den Abschied vom eher idyllischen Mainz ihrer Jugend. In ihrer neuen Rolle als Ehefrau stellte sie ihren Reichtum auf eine Weise zur Schau, für die der Begriff »conspicuous consumption« geprägt worden ist.

Wie viele Aufsteiger der zweiten Generation versuchte sie einen Lebensstil zu pflegen, der als Signum tradierten Wohlstands erschien: Es gab zwei Autos mit Chauffeur, »französische und italienische Möbel, seidene Polsterbezüge, bestickte Vorhänge und natürlich einen ganzen Stab von Bediensteten: Köche in Weiß, Hausmädchen in Schwarzweiß und Butler und Lakaien in lila Livreen«, erinnerte sich Speer, »mit silbernen Knöpfen, die ein Wappen trugen, zu dem wir übrigens gar kein Recht hatten«. <sup>10</sup> Auch häufige Empfänge gehörten dazu. Speer selbst behauptete gegenüber seinen Kindern, dass er diese wenig geschätzt, aber die »schöne Dekoration« genossen habe. <sup>11</sup> Überdross ist in den zeitgenössischen Texten dann zu spüren, wenn solche Veranstaltungen mit seinen privaten Plänen kollidierten. <sup>12</sup>

Während die Mutter zu »repräsentieren« suchte, betonte Speer selbst wiederholt die Sparsamkeit seines Vaters. <sup>13</sup> Speers Neffe Wolf, der älteste Sohn seines Bruders Hermann, erlebte immer wieder Diskussionen um Geld, das die Großmutter verlangte, der Großvater aber nicht rausrücken wollte. <sup>14</sup> Andererseits hieß es in der Familienüberlieferung, dass auch auf der mütterlichen Seite bei allem Reichtum bisweilen eine knauserige Sparsamkeit präsent blieb. Die Großmutter in Mainz etwa »zählte die Zuckerwürfel in der Küche«, berichtete später Speers Frau Margarete; sie habe eine »abschließbare Zuckerdose« benutzt. <sup>15</sup>

Die Stimmung im Haus der Großeltern fand Wolf Speer »distanziert«, »geziert« und künstlich. Man habe sich bemüht, Witze zu erzählen, um Heiterkeit zu erzeugen. Auch von Gästen sei dies unausgesprochen erwartet worden. <sup>16</sup> Ähnliches findet sich in Schilderungen von Speer als Vorgesetztem, namentlich wenn es um gemeinsame Abende mit seinen Mitarbeitern geht. <sup>17</sup>

Während seine Familie sowohl in den *Erinnerungen* als auch in den *Spandauer Tagebüchern* allenfalls beiläufig erwähnt wird, erweckte Speer in Interviews häufig den Eindruck, als wolle er sich etwas von der Seele reden. Gitta Sereny hat kolportiert, wie Albert zwischen dem kleinen Bruder Ernst (im Schmonzettenton Serenys »ein süßer kleiner Schelm« und Liebling des Vaters) und dem älteren Bruder Hermann (laut Sereny »ein robuster Junge« und Liebling der Mutter) kaum elterliche Zuneigung erhalten habe. <sup>18</sup> Obendrein sei er von seinen Brüdern gequält worden. Auch Joachim Fest und anderen Gesprächspartnern gegenüber hat Speer sich immer wieder über die Gefühlskälte seiner Eltern beklagt. »Die einzigen Leute, die mich mochten«, behauptete er 1978, »waren die Mitarbeiter im Büro meines Vaters. (...) Zwischen acht und dreizehn war ich der Liebling des Büros. Sie stellten extra einen kleinen Tisch für mich auf.« Und weiter: »Die einzige Wärme, die ich zu

Hause je fühlte, ging von unserer französischen Gouvernante Mademoiselle Blum aus.« Er vergaß nicht hinzuzufügen: »Die war übrigens Jüdin.«<sup>19</sup>

Erzählungen wie diese sollten die Distanziertheit seines Charakters erklären und ihn zugleich als unpräzisen Menschen erscheinen lassen, der sich an Standesunterschieden nicht störte. Das von Speer gezeichnete Bild seiner Kindheit soll Mitleid erregen: der einsame, unverstandene, dabei doch ganz normale und so begabte Junge. Was daran stimmt, lässt sich kaum mehr beurteilen. Auch hier tritt das Romanhafte des Rückblicks hervor, das den »Helden« gegen alle Widrigkeiten aufsteigen lässt. Die überlieferten Briefe seiner Teenager-Jahre an seine spätere Frau, Margarete Weber, die Speer in den 1970er-Jahren für einige Freunde und die Familie abschreiben und vervielfältigen ließ, enthalten jedenfalls keine Hinweise darauf, dass er unter den familiären Verhältnissen gelitten hätte – weder Eltern noch Brüder scheinen darin überhaupt erwähnenswert.

Im letzten Kriegsjahr 1918 zog die Familie von Mannheim nach Heidelberg in eine geräumige Villa mit fünfzehn Zimmern, die Speers Vater auf einem dreißigtausend Quadratmeter großen Grundstück oberhalb des Schlosses als Geldanlage und Sommerhaus errichtet hatte. Ein Grund für den Ortswechsel war, dass auf dem großen Grundstück Lebensmittel angebaut werden konnten, die im letzten Kriegsjahr knapp wurden. Die nahe gelegenen Waldgebiete boten zudem eine gesündere Umgebung als die Industrievierviere Mannheims.

Ob Speer in dieser Zeit schon irgendwelche politischen Überlegungen anstellte, wissen wir nicht. In den *Erinnerungen* spricht er von seinem Hindenburg-Bild: Der Feldmarschall sei für ihn seit der Schulzeit »die Verkörperung der Obrigkeit schlechthin«<sup>20</sup> gewesen. Während Rudolf Wolters als Fünfzehnjähriger die Niederlage des Ersten Weltkrieges und den Untergang des Kaiserreichs als »unfassbares Geschehen« empfunden haben will, »als ein Ereignis, das mir zum ersten Mal bewusst machte, dass es keine festen Fundamente für die Welt gab, in die ich hineingeboren war«,<sup>21</sup> sind dergleichen elementare Projektionen von Speer nicht überliefert.

In Heidelberg mit seiner jahrhundertealten Universität, den gelehrten Zirkeln, Künstlern und Professoren musste die zugezogene Familie erst Zugang zu den tonangebenden Kreisen finden. Geld war auch hier hilfreich. In das Heidelberger Haus zog Speer 1966 nach seiner Entlassung aus dem Spandauer Kriegsverbrechergefängnis, es wurde seither bekannt durch zahlreiche Fotoreportagen und Filmaufnahmen. Nur wenige der zahllosen Besucher erwähnten in ihren Berichten nicht ihren Eindruck vom Anwesen am Schloß-Wolfsbrunnenweg 50, wie die Adresse bis heute lautet.

Speers Schilderungen der ersten Jahre in Heidelberg heben vor allem seine Leidenschaft für das Rudern hervor. In den zeitgenössischen Briefen an Margarete Weber berichtet er wiederholt darüber, etwa von den Schwierigkeiten, »im Zweier« auf dem Neckar-Hochwasser zu manövrieren.<sup>22</sup> Aus diesen Briefen erhalten wir manche Hinweise auf die Weltsicht und den Alltag dieser Jahre. Sie erzählen von einer bequemen und zwanglosen Jugend, trivialen Schulerlebnissen, Rudern und Radfahren, Konzert- und Theaterbesuchen. Wir erfahren einiges darüber, wie Speer sein Schulleben charakterisiert sehen wollte. Als er sich im Juni 1922 einen doppelseitigen Leistenbruch zuzog und operiert werden musste, schilderte er ausführlich seine Versuche, die Rekonvaleszenz so lange wie möglich auszudehnen. Er war vom Turnen und Sport zunächst befreit, allerdings nur für ein Drittel des Schuljahres. Als er weiterhin nicht erschien, habe der Direktor mit Karzer gedroht. Daraufhin habe er sich zu »einer großen Autorität, Professor Hirschel«, begeben. Der habe Verständnis gezeigt und ihm (»ohne mich untersucht zu haben«) das gewünschte Attest ausgestellt.<sup>23</sup> Die Schnurre ist ein Beispiel für Speers Freude am »Organisieren« zum eigenen Vorteil.

Seinen Kindern hat er später vom Beginn der Partnerschaft zu Margarete Weber erzählt. Dabei schimmert dieselbe merkwürdige Unbeholfenheit durch wie bei allen seinen Versuchen, über Gefühle zu sprechen oder zu schreiben. Er sei »noch nicht ganz 17 Jahre« alt gewesen, als er zwei Mädchen [Margarete und eine Freundin, MB] kennengelernt habe, die »selbstbewusst und unnahbar zur Schule« gingen.<sup>24</sup> »Das kleine Stückchen Weg wurde bald ein gemeinsamer – und daraus ein sehr langer Weg von 30 Jahren (...) wenn ich nur nicht so schüchtern gewesen wäre dem schönen Geschlecht gegenüber.« Bald habe er Margarete unter dem Vorwand, ihren Vetter zu besuchen, im Haus der Schwiegereltern getroffen. Gemeinsam unternahmen sie dann Fahrten, etwa nach Mannheim ins Theater.<sup>25</sup> »Wie freute ich mich, wenn ich in der Pause eine Schachtel Pralinen kaufen durfte; aber welch freudige Erregung durchschauerte mich, als einmal, bei einer besonders tragischen Stelle des gespielten Stückes, meine heutige Frau meine Hand ergriff.«<sup>26</sup> Margarete sei »zurückhaltend« gewesen<sup>27</sup>, er selbst »ungeschickt«: »Warum nahm ich nicht einfach eine Tanzstunde und alles hätte sich in dem nun einmal seit Generationen vorgeschriebenen Rahmen entwickelt. Gegen Tanzen hatte ich eine Abneigung, das kam aus dem Widerspruchsgeist zu den Gesellschaften in unserem Haus.«<sup>28</sup> Diese Formulierung von 1973 zeugt von rückblickender Uminterpretation. Tatsächlich versuchte er 1922 privaten Unterricht zu organisieren, bis er Margarete Ende November endlich von seiner ersten Tanzstunde berichten konnte:<sup>29</sup> »Du meinst, ich soll mit Deiner Cousine üben. Ich habe schon daran gedacht, aber nach meiner Ansicht wäre es doch am

schönsten, wenn Du die Erste wärst, die mit mir tanzst [sic!].<sup>30</sup> Für seine Kinder beschrieb er das so: »Aber je länger ich mit der Verehrten in Kontakt war, umso stärker wurde mein Wille. Sie gab mir keine sichtbaren Zeichen ihrer Gunst, aber trotzdem fühlte ich mich mit ihr verflochten.«<sup>31</sup>

Das Ehepaar Speer sprach Sereny gegenüber auffällig sachlich über die Entstehung ihrer Partnerschaft. »Er verliebte sich«, habe Margarete Speer betont: »Ich war zunächst bloß neugierig. Später habe ich auch – langsam – geliebt.«<sup>32</sup>

Margarete Webers Vater Friedrich war zwar bei Weitem nicht so reich wie die Eltern Speers, aber als selbstständiger Handwerker mit mehreren Angestellten sowie als zeitweiliger Angehöriger im Heidelberger Stadtrat gehörte er durchaus zu den tragenden Mitgliedern der Heidelberger bürgerlichen Gesellschaft. Familie Weber pflegte ein handwerkliches Alltagsleben, das Speer nach eigener Beschreibung gerade wegen der Unterschiede zu seinem Elternhaus anzog.

Speer hat die Widerstände beider Elternhäuser gegen seine Verbindung mit Margarete Weber rückblickend recht dramatisch geschildert. Das erscheint deutlich übertrieben. Zwar sandten Margaretens Eltern die Tochter 1922 für ein Jahr in ein Freiburger Mädchenpensionat. Aber dass dies eine bewusste Trennung von Albert Speer herbeiführen sollte, erscheint wenig plausibel, denn Speer verkehrte während des Freiburger Jahres weiterhin freundlich in Margaretens Elternhaus. Zugleich begann der Briefwechsel, das erste Schreiben datiert vom 6. Mai 1922.<sup>33</sup> Die Korrespondenz ist geschrieben in dem Bewusstsein, dass vor der Adressatin die Pensionsvorsteherin ihren prüfenden Blick auf die Zeilen werfen würde.<sup>34</sup> Der Kontakt wurde also erschwert, aber nicht unterbrochen. Eingriffe von Margaretens Eltern sind nicht überliefert.

Die in den Briefen wiederholt beschriebene Haltung der Familie Weber ist wohlwollend, stets von warmer Freundlichkeit und, zumal was Speers künftige Schwiegermutter betrifft, von einem zustimmenden Verständnis charakterisiert. Es ist kaum anzunehmen, dass Speer Widerstände nicht zumindest mit einigen Bemerkungen erwähnt hätte. In seinen zeitgenössischen Schilderungen zur Familie Weber ist davon jedoch nichts erkennbar, sie lassen vielmehr eine ehrliche Neigung zur Familie seiner zukünftigen Frau erkennen. Auch später blieb die Verbindung stets familiär und freundschaftlich.

Speers Eltern wiederum sollen mit großer Vehemenz versucht haben, den Kontakt zu Margarete zu unterbinden; das wird in der Retrospektive regelmäßig hervorgehoben. Insbesondere das anfängliche Missfallen von Speers Mutter gegen die Beziehung ist mehrfach überliefert.<sup>35</sup> Speer erzählte seiner Familie später, wie er seinen Vater belogen habe, um Geld für eine Fahrt zu Margarete zu erhalten: »Um die Reise in das Pensionat nach Frei-

burg zu finanzieren, hatte ich meinem Vater erzählt, dass ein Schulausflug zum Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt stattfinden würde. Bereitwillig gab er die dazu notwendige Summe. Im Zug studierte ich im Baedeker alles, was im Städelschen Museum wissenswert ist, um auf Fragen meines kunstverständigen Vaters präpariert zu sein. Es war mein erster Besuch im Freiburger Pensionat, natürlich musste den damaligen Anstandsregeln entsprechend ein [eingeweihter, MB] Verwandter anwesend sein, um die Möglichkeit zu erhalten, mich mit meiner Freundin außerhalb des Pensionats zu bewegen. Wir machten einen Spaziergang durch die Vororte Freiburgs bis zu einem Restaurant, wo ich sie zu Kaffee und Kuchen einlud.«<sup>36</sup>

Allerdings scheint die Opposition der Eltern Speers zumindest in ihrem Ausmaß überzogen dargestellt, denn entscheidende Konsequenzen gab es nicht. Albert Speer und Margarete Weber wurden ein Paar und blieben es bis zu seinem Tod. Nach der Heirat wurde Albert weiter aus dem Familienvermögen finanziert. Die Eltern behandelten ihren Sohn mit derselben Großzügigkeit wie zuvor und brachten Anfang August 1930 auch zu seinen Gunsten einen Teil ihres Vermögens in der Liechtensteiner »Stiftung Tremonia« unter.<sup>37</sup> Der ältere Bruder Hermann beschwerte sich später sogar, dass deren Satzung Albert »eine fast diktatorische Rolle« zuerkannt habe.<sup>38</sup> Im Übrigen lässt die Überlieferung keinen Zweifel daran, dass Speer unabhängig von seinen Entscheidungen stets auf die Unterstützung des Elternhauses zählen konnte. Gerade in den schwierigen Jahren zwischen Kriegsende 1918 und Hyperinflation 1923 sind Wohlstandssicherung, Geldorganisation und Vermögenserwerb insbesondere beim Vater zentrale Motive.

Die Briefe an Margarete Weber sind zeittypisch-harmlose Versuche einer Annäherung unter Beobachtung. Speer spricht vom »Schreiben über die Schwierigkeit Briefe zu schreiben« und versucht auf alterstypische Weise, »originell« zu sein, formuliert etwa im Stil eines Filserbriefes (»ier ... Albert Sber«)<sup>39</sup> oder liefert Varianten, aus denen Margarete die ihr passende Formulierung wählen sollte.<sup>40</sup>

Aus der Anrede »Liebes Fräulein Gretel Weber!«<sup>41</sup> wird im Oktober 1922 »Liebe Gretel«: »Daß wir uns duzen, weiß (außer Deinen Eltern selbstverständlich) bis jetzt noch niemand in der Familie Weber. Wenn es Dir recht ist, so sagen wir davon vorläufig noch nichts. Dann wird es, wenn Du heimkommst und wir uns feierlich begrüßen, sehr erstaunte Gesichter geben, die gewiß sehenswert sein werden.«<sup>42</sup>

Schon damals zeigte sich Speers Neigung, Anweisungen zu formulieren, wie sie später auch seine Briefe aus Spandau prägen sollten: »Nun sei recht brav, verliere keinen Schirm, setze Dich gerade hin, vergesse nicht, Dein

Taschentuch zum Tanzen oder ins Theater mitzunehmen, lerne eifrig, fühle Dich nicht verpflichtet, mir schon diese Woche zu antworten, sei recht fromm, sei recht fleißig, schlafe gut, wache und stehe morgens frühzeitig auf, nächste Woche werde ich Dir wieder schreiben.«<sup>43</sup>

Das Trennungsjahr 1922/23 war auch die Zeit des Vorlaufs zu Speers Abitur. Rückblickend betonte er, dass vor allem die Nähe zu Margarete Weber ihn motiviert habe.<sup>44</sup> Zwar kokettierte er in seinen Briefen gern damit, dass er keine Zeit auf die Prüfungsvorbereitungen verwende,<sup>45</sup> aber die Schulnoten – das vorherige Schuljahr hatte er mit der Gesamtnote »hinlänglich« abgeschlossen, »Fleiß und Aufmerksamkeit« waren sogar »ungenügend«<sup>46</sup> – besserten sich, namentlich dank seines Mathematiklehrers (»dessen anerkannter Liebling ich seit zwei Jahren bin«), sodass, wie er an Margarete schrieb, »sie mir das Abitur nicht mehr verweigern« können.<sup>47</sup> Speer erhielt deutlich bessere Noten, als nach den Leistungen der Vorjahre zu erwarten gewesen war.<sup>48</sup>

Als Ende Februar 1923 die Prüfungen anstanden, gab ihm Margarete Webers Tante einige »Regeln« des Aberglaubens mit auf den Weg, die er detailliert aufzählt, um zu ergänzen: »Meine eigenen Vorsichtsmaßregeln waren schon viel konkreter. Ich ließ mir meinen schwarzen Anzug als Abitursanzug nach eigenen Angaben umbauen. In die inneren Hosennähte, unter dem Ärmel und in der Innenseite der Weste wurden Taschen eingebaut, um einen sicheren Transportplatz für meine Spickzettel zu schaffen. Es ist nämlich schon vorgekommen, dass vor Beginn der Prüfung untersucht wurde.« Er berichtet weiter, wie er Mitschülern Nachhilfe in Mathematik gab und überhaupt die Abiturprüfung eher als ein kommunikatives Gemeinschaftsunternehmen der ganzen Klasse erschienen sei. »Wenn Du zurück bist, werde ich Dir meinen Anzug, Spickzettel und sonstige verbotene Hilfsmittel in Praxis vorführen.«<sup>49</sup>

Mit dem Abitur stellte sich die Frage, welchen Berufsweg Speer einschlagen wollte. Die Situation schilderte er 1953 so: »Die Eltern waren mit dem Zeugnisse zufrieden, die zukünftigen Schwiegereltern auch. Nun begann die Fahrt ins Studentenleben. Was ich werden wollte, war mir schon lange klar: Ich wollte Mathematik studieren. Was ich damit anfangen könne, war mir allerdings höchst nebelhaft. (...) Gegen diese Absicht wandte sich aber mein Vater mit einleuchtenden Gründen und ich wäre nicht ein mit der Logik vertrauter Mathematiker gewesen, wenn ich ihm nicht recht- und nachgegeben hätte. Am nächsten lag mir, nach der Mathematik, der Beruf eines Architekten, von dem ich seit früher Jugend so viel eingeatmet hatte, und so entschied ich mich zur großen Freude meines Vaters, der Dritte in der Architektengeneration zu werden. Ich war glücklich, ihm diese Freude machen zu

können, nachdem ich ebenso entschlossen war, in einem anderen Punkt verschiedener Meinung zu bleiben: es war so gut wie beschlossen, das Margret und ich eines Tages heiraten werden.«<sup>50</sup>

Ob es tatsächlich eine intensive Berufsdiskussion zwischen Vater und Sohn gab, wissen wir nicht. Die Entscheidung für das Architekturstudium brachte jedenfalls die Aussicht mit sich, das väterliche Büro und die jahrzehntelangen Verbindungen zu wichtigen Auftraggebern übernehmen zu können. Wie er an seinem Vater sehen konnte, ließen sich damit hohe Einkünfte erzielen – etwas, worauf er Zeit seines Lebens achtete. Was auch immer für Speers Berufswahl ausschlaggebend gewesen sein mag: Nach allem, was wir wissen, identifizierte er sich fortan mit seinem Fach. Zugleich gilt es gegen die Behauptung von einer »Lebensentscheidung Architekturstudium« zu betonen, dass Speer später zu keinem Zeitpunkt gezwungen war, irgendeine Aufgabe anzustreben, nur weil er in diesem Beruf arbeitete.<sup>51</sup> Ganz im Gegenteil dürfen wir vermuten, dass Speer, wie seine Ambitionen und seine Engagements zwischen 1930 und 1945 im Einzelnen zeigen werden, auch mit jedem anderen Studienfach »nach oben« gedrängt hätte. Hitlers Affinität zur Architektur erleichterte lediglich die Erfüllung seines Ehrgeizes.

### Studium und Assistentenzeit

Im Herbst 1923 nahm Speer das Studium in Karlsruhe auf. Er zeigte sich bald enttäuscht. »Die Professoren sind langweilig, die Lehrveranstaltungen dumm, die Stadt ein entsetzliches Provinznest«, klagte er in einem Brief an Margarete: »Ich hasse es.«<sup>52</sup> Zum Sommersemester 1924 wechselte er an die Technische Hochschule München. Hier traf er auf Lehrer, »bei denen«, wie er später an seine Kinder schrieb, »das Lernen Spaß machte.«<sup>53</sup> Auch Rudolf Wolters begegnete er in dieser Zeit; eine mit wenigen Unterbrechungen lebenslange Verbindung begann, die für Speer über die Jahre von eminenter Bedeutung werden sollte.<sup>54</sup>

Speers Erinnerungen an die Münchner Zeit lesen sich wie Skizzen eines unbeschwerten Studentenlebens: »Wir arbeiteten nicht zu fleißig, aber auch nicht zu nachlässig, gerade so viel, dass es zu einer guten Prüfung ausreichen musste. Außerdem widmeten wir uns der Betrachtung von Kunst und Natur. (...) Um die Wahrheit zu sagen, lebte ich damals für die Ferien.«<sup>55</sup>

Speers Schilderungen der 1920er-Jahre, zeitgenössisch wie rückblickend, sind geprägt von der Sehnsucht nach Natur, »einfachem Leben« und selbstbestimmter Freizeit, nach Bergen zum Wandern und Skifahren, Flüssen und Seen zum Rudern, der Weltflucht mit seiner Partnerin in die Einsamkeit der

Natur: »wir verbrachten viele Tage, ja sogar Wochen allein in den Bergen«. <sup>56</sup> Diese Vorlieben decken sich mit den »grünen« Wurzeln des Nationalsozialismus – einer weitverbreiteten Suche nach dem »Reinen«, »Natürlichen«, der Flucht »aus grauer Städte Mauern« –, die sich dann bei den Ideologen dieser Bewegung zum Rausch von Blut und Boden braun verfärbten.

Speer sagte später, er habe als Student monatlich einen Wechsel über 16 Dollar von den Eltern erhalten. <sup>57</sup> Davon ließ sich in den Weimarer Jahren komfortabel leben. <sup>58</sup> Rudolf Wolters, immerhin Neffe des wohlhabenden Stahlindustriellen Peter Klöckner, berichtet, er habe Speer »längere Zeit hindurch am 20. jeden Monats angepumpt und am nächsten Ersten dann zurückgezahlt«. <sup>59</sup> Speer genoss die Freiheiten des Wohlstands und ließ, so berichtet Wolters, weniger begüterte Kommilitonen Routine-Aufgaben des Studiums für sich erledigen. <sup>60</sup>

Das Dollarvermögen entstammte dem Erbe seiner Mutter. 1922 sei »das Geschäft des kürzlich verstorbenen Großvaters« – wie Speer seinen Kindern 1953 berichtete →[a]uf Drängen der Brüder meiner Mutter« verkauft worden. <sup>61</sup> Sein Vater habe sich angesichts der »wirtschaftlichen Verwirrung der Inflation« zunächst dagegen gesperrt. <sup>62</sup> »Aber als der Otto-Wolff-Konzern ein Angebot machte, den Handels- und Fabrikationsbetrieb in Dollarwährung zu kaufen, konnte sich mein Vater nicht mehr dem Drängen der drei Schwager erwehren, und nach zähem Verhandeln kam ein Vertrag zustande, der uns zwar einige Häuser in Köln, München und Mainz erhielt, der aber die Fabrik und das Geschäft für eine Million Mark an den Otto-Wolff-Konzern übereignete. Diese eine Million Mark blieb, als wertbeständig in Dollarkurs umgerechnet, bei den Konten stehen und die vereinbarten Zinsen wurden ebenfalls in jeweils umgerechneten Kursen bezahlt.« Damit konnte die Familie »inmitten der nun beginnenden Inflation (...) wieder« – gemeint ist: weiterhin – »in großem Stil« leben. <sup>63</sup>

Im Sommersemester 1925 bestand Speer sein Vorexamen und wechselte im Herbst an die Technische Hochschule Berlin-Charlottenburg. Hier bemühte er sich um Aufnahme ins Seminar von Hans Poelzig, der seinerzeit den besten Ruf genoss. Doch Poelzig akzeptierte nur eine begrenzte Zahl von Studierenden und Speer gehörte nicht dazu. Er ging zunächst zu Erich Blunk und wechselte dann zu Heinrich Tessenow. <sup>64</sup> Wolters, der schon seit Herbst 1924 in Berlin war, hatte ebenfalls Tessenow, »den Philosophen unter den Architekten seines Zeitalters«, <sup>65</sup> gewählt. Er war begeistert von dessen Fähigkeit, »seine Schüler zum Einfachen, Unkomplizierten und Allgemeinen hinzuführen«. <sup>66</sup> Auch Speer spricht rückblickend mit respektvoller Bewunderung von seinem Lehrer. Statt vom Katheder zu dozieren, habe Tessenow

sich zwischen die Studierenden gesetzt, die Atmosphäre sei »sehr informell und entspannt« gewesen, ein markanter Unterschied zum universitären Stil der Zeit. »Er sprach mit uns nicht nur über Architektur, sondern auch über das Leben, die Liebe zur Natur, zur Landschaft und auch zum eigenen Land.«<sup>67</sup>

Ein anderer Student, Carl Culemann, beschrieb die Atmosphäre, die bei den Lehrveranstaltungen herrschte, so: »Tessenow knetet die Menschen nach seinem Bilde, nimmt Eitelkeit, vorschnelles Selbstbewußtsein, begabtes aber gesetzlos spielendes Gestalten, macht klein und bildungsfähig, baut dann wieder auf. Den Architekten, wie er sein soll, gewissenhaft, sauber, klar, bewußtes Beherrschen der Form.«<sup>68</sup> Culemanns Notizen sind auch sozialgeschichtlich bemerkenswert. Wie viele seiner Kommilitonen, zu deren Alltag materielle Not gehörte, wohnte er »in Massenquartieren des Studenten-Heims«. Zehn Mark Miete im Monat kostete seine Unterkunft in einem »Barackenlager« der Hochschule. Für den Autobesitzer Speer mochten zehn Mark einer Tankfüllung entsprechen.

Speer und Wolters schlossen ihr Studium im November 1927 mit einer Diplomarbeit ab.<sup>69</sup> »Albert Speer Dipl. Ing.« stand bis zum Lebensende auf seinem Briefkopf. Gemeinsam besuchten die beiden Studienfreunde nun an der Akademie der Künste Tessenows »Meisterklasse und Privatatelier«.<sup>70</sup> Im Privatatelier waren die beiden als »Gehilfen« tätig, von denen Tessenow zeitweise bis zu zehn beschäftigte. Speer begann am 15. November 1927 und blieb bis zum April 1929; danach erhielt er – im Unterschied zu Wolters, der aufgrund mangelnder Aufträge gehen musste – das Angebot, für Tessenow als Hilfsassistent an die Hochschule zu wechseln.<sup>71</sup> Wolters hat noch in seinen Lebenserinnerungen mit Verwunderung formuliert, wie Speer vom gemeinsamen Lehrer bevorzugt wurde: »Es war in gewisser Hinsicht auch für den von der Hobelbank zum Hochschullehrer aufgestiegenen Tessenow typisch, dass er den ähnlich unkonventionellen Außenseiter Speer anderen, durch bessere Zeugnisse und Leistungen ausgewiesenen Bewerbern vorzog.«<sup>72</sup>

Später schrieb Speer an seine Kinder: »Meine Begeisterung und Hingabe an den verehrten Meister wird wohl auch ihm nicht verborgen geblieben sein, und als er seinem langjährigen Assistenten im Seminar der Technischen Hochschule die Möglichkeit gab, sich als Architekt selbständig zu machen, fiel seine Wahl auf mich als dessen Nachfolger. Mein Vorgänger war etwa 40 Jahre und ich gerade 23 Jahre alt.«<sup>73</sup> Ich konnte mich rühmen, der jüngste Assistent an den Entwurfseminaren zu sein. Das Gehalt war auch nicht schlecht. 300 Mark bei nur drei Tagen Arbeit und dazu noch 5 Monate Ferien, die auch bezahlt wurden, das entsprach ... einer Bezahlung von rd. 1000 Mark im Monat, wenn man von einer normalen Arbeitszeit ausgeht. Wenn ich

wollte, konnte ich in der freien Zeit selbständig als Architekt tätig sein, und da meine Vorgänger ganz gut nebenbei zu tun hatten, warum sollte ich darum nicht auch manchen kleinen Bau bekommen?«<sup>74</sup> Es ist bezeichnend, wie Speer die 300 Mark, die monatlich auf seinem Konto landeten, zu einem »gefühlten« Verdienst von 1000 Mark hochrechnet.<sup>75</sup> Die Schilderung wirkt von seinem Wunsch getrieben, den Kindern einen schon immer erfolgreich aufwärts strebenden Vater zu präsentieren.

Angeblich nahm er die Assistentenstelle zum Anlass, die langjährige Partnerschaft mit Margarete Weber durch die Hochzeit zu bestätigen. Es ist unklar, seit wann die beiden zusammenlebten; vermutlich war Margarete regelmäßig in Berlin, seit Speer hier studierte. Die beiden heirateten am 28. August 1928 in einer Kapelle der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche – da war Speer noch Gehilfe und die Assistentenstelle stand keineswegs in Aussicht.<sup>76</sup> Zur Hochzeit eingeladen waren Margaretes Eltern sowie ihr Cousin Fritz, mit dem sie aus den Heidelberger Jahren durch gemeinsame Theater- und Konzertbesuche verbunden waren. Speers Eltern erhielten ein Telegramm: »Wir haben geheiratet, Albert und Gretel.«<sup>77</sup>

Die Hochzeitsreise mit Faltbooten begann am Tag darauf am Spandauer Schifffahrtskanal. Margarete Speer fuhr im Einsitzer, Albert Speer »wegen des vielen Gepäcks« in einem Zweisitzer. »Damals wussten noch nicht viele Süddeutsche, wie schön die obere Havel mit ihren alten Kiefern, wie blau die Seen Mecklenburgs und wie einsam sie sind. Das war das richtige Gebiet für uns, die wir endlich zu zweit allein sein konnten«, berichtete Speer später. Drei Wochen seien sie unterwegs gewesen: »Immer im Boot und mit einer Ausnahme an Eurer Mutter Geburtstag immer im Zelt übernachtend. Ein Tag war schöner als der andere.«<sup>78</sup> Anschließend besuchte das Paar Heidelberg und traf auch für einige Stunden Speers Eltern.<sup>79</sup>

## ENTSCHEIDUNG FÜR DEN NATIONALSOZIALISMUS

*Wir haben zusammen die Macht erobert,  
und wir werden zusammen die Macht gebrauchen.*

JOSEPH GOEBBELS, 1933<sup>1</sup>

Am 4. Dezember 1930 sprach Adolf Hitler anlässlich der Berliner Hochschulwahlen in der Neuköllner Hasenheide.<sup>2</sup> Mehr als fünftausend Studenten, dazu Professoren, Assistenten und weitere Hochschulangehörige waren erschienen. Hunderte, berichteten die Zeitungen, hätten abgewiesen werden müssen, weil der Saal der »Neuen Welt«, einer der größten der Hauptstadt, dem Ansturm nicht gewachsen gewesen sei. Die Stuhlreihen waren bis zum letzten Platz gefüllt. Irgendwo in dieser Menschenmasse saß auch Albert Speer.

Speer hat diesen Auftritt Hitlers rückblickend als Erweckungserlebnis geschildert. »Hitler erschien, von seinen zahlreichen Anhängern unter den Studenten stürmisch begrüßt. Schon diese Begeisterung machte auf mich großen Eindruck. Aber auch sein Auftreten überraschte mich. Von den Plakaten und den Karikaturen kannte ich ihn in Uniformhemd mit Schulterriemen, mit Hakenkreuzbinde am Arm und einer wilden Mähne in der Stirn. Hier aber trat er in gutsitzendem blauen Anzug auf, auffallend demonstrierte er bürgerliche Korrektheit, alles unterstrich den Eindruck vernünftiger Bescheidung. Später lernte ich, dass er es durchaus – bewusst oder intuitiv – verstand, sich seiner Umgebung anzupassen.«<sup>3</sup> Abgesehen davon, dass diese Schilderung stilistisch mehr nach Joachim Fest als nach Albert Speer klingt, steht der Besuch dieser Veranstaltung in der Linie seines schon seit Monaten sichtbaren Engagements für die NSDAP.

Der amerikanische Journalist Louis Lochner hörte zu Jahresbeginn eine ähnliche Rede Hitlers vor Berliner Studenten: »Mein erster Eindruck von ihm war der eines perfekten Schauspielers. Als die Filmkameras auf ihn gerichtet wurden, tat er, als ob er davon keine Notiz nehme, sprach ernst mit seinem Nebenmann Rudolf Heß und begann, als die Kameras weiter drehen, zu schreiben, als ob er einen Entwurf seiner Rede skizzierte. Es war gut gespielt. (...) Ich sah mich um und beobachtete, wie seine jungen Anhänger hingerissen waren, er selbst schien in Trance. (...) Seine Augen schienen alle zu hypnotisieren, die er scharf ansah, aber mich selbst ließ sein Blick unberührt. Ich verließ die Veranstaltung verwundert darüber, wie ein Mann, des-

sen Sprache keineswegs fehlerfrei war, der schimpfte, tobte und stampfte, junge Intellektuelle so zu beeindrucken vermochte. Gerade sie, dachte ich, sollten doch die offensichtlichen Brüche in seiner Logik erkennen. Denn während er Kriege allgemein verdammt, so rief er doch die Jugend auf, sich für den unvermeidlichen Krieg gegen Deutschlands Unterdrücker vorzubereiten.«<sup>4</sup>

Es wäre irreführend, sich Hitler aufgrund der in Filmen und Dokumentationen mit dramaturgischer Absicht gewählten Ausschnitte als stets stundenlang tobenden Brüllkopf auf der Bühne vorzustellen. Er baute seine Reden rhetorisch geschickt auf und das von Lochner geschilderte Auftrumpfen und Lautwerden war ein geübtes schauspielerisches Mittel, das Hitler gezielt einsetzte und das keineswegs einen Verlust seiner Selbstkontrolle anzeigte. Hitlers politischer Instinkt und seine Fähigkeit, sich auf ganz unterschiedliche Zuhörer einzustellen, war bekanntlich ein Schlüssel für die Anerkennung und den Jubel, den ihm seine Auftritte einbrachten. Ob Arbeiter oder Industrielle, Künstler oder, wie hier, die akademische Jugend: Hitler sprach die gemeinsamen nationalistischen Empfindungen an und traf dabei einen Ton, der ihn glaubwürdig und authentisch erscheinen ließ.

An jenem Dezemberabend in der Hasenheide verkündete Hitler wie seit Jahren seine Ideen von völkisch-rassischer Einheit und dem Wettbewerb mit anderen Völkern.<sup>5</sup> Er behauptete, seit zwölf Jahren werde die Regierung von »Minderwertigen« geführt, und prophezeite den Sieg von »neuen heroischen Ideen« – »Die Besten werden kommen und werden das Volk zusammenschließen«. Hitler zeichnete, so der *Völkische Beobachter*, »das grandiose Bild dieser Besten unseres Volkes, die sich schon jetzt in der Partei zusammengeschlossen haben und opfernd in der S.A. und S.S. kämpfen«.<sup>6</sup> Sehen wir Speers Konsequenzen, dann ist dies der Kern seines Erweckungserlebnisses: Offenbar wollte er zu diesen »Besten« gehören, Teil dieser Elitebewegung sein, so wie Hunderttausende Deutsche seiner Generation.

Jahrzehnte später noch behauptete Speer, sich vor allem an das Gefühl zu erinnern, er habe nach Hitlers Rede »allein sein« müssen. »Ich hatte unser kleines Auto in der Nähe geparkt; auf dem Weg dorthin war die Straße voller Menschen ... Mein Kopf summt. Ich setzte mich ins Auto und fuhr aus der Stadt hinaus, in den Wald. Und dort machte ich einen langen Spaziergang.«<sup>7</sup>

Bei seinen späteren Recherchen, als er die Rede für die *Erinnerungen* nachlas, sei ihm das Wort »Minderwertige« aufgefallen. Man müsse sich, sagte er Gitta Sereny, »die Atmosphäre in der Halle und was Hitler insgesamt sagte« vergegenwärtigen. »Glauben Sie wirklich, ein einziges Wort – selbst wenn es mir aufgefallen wäre, und das ist es offensichtlich nicht – hätte

etwas geändert?«<sup>8</sup> Es ist merkwürdig, dass diese Rechtfertigung bislang kaum näher beachtet wurde. Es lohnt ihr nachzugehen. Denn Hitler predigte und Speer hörte an diesem Abend sehr viel mehr als nur ein einzelnes anstößiges Wort.<sup>9</sup>

Was hörte Speer noch? Da waren zunächst die üblichen Glaubenssätze, die Hitler als ewige Wahrheiten ausgab, etwa, dass »der Idealismus (...) den Materialismus naturnotwendig überwinden« müsse.<sup>10</sup> Hitler wetterte gegen die »verkalkte Gesellschaftsordnung«, in der Menschen mit »inneren Höchstwerte[n]«, die selbst unter Spartakisten zu finden seien, »vom Untermenschentum organisiert werden«. Der Begriff »Untermenschentum« stand hier für die kommunistische Führung, konnte aber leicht auf die demokratische Gesellschaft erweitert werden, die dergleichen zuließ.

Eindeutig bereitete Hitler seine Zuhörer auf Kampf und Krieg vor: »Unser Volk muss sich mit seinem ganzen Krafteinsatz den Völkern gegenüberstellen, denn nicht mit der besten Wirtschaftstheorie und guter Ware setzt sich ein Volk durch, sondern nur, wenn es gewaltigsten Lebenseinsatz in die Waagschale werfen kann. *Das Schwert hat noch immer zuletzt entschieden.* Dazu müssen wir die Wunden im Volkskörper schließen.«<sup>11</sup> Das war die Imagination des homogenen völkischen Rassenstaates, die Hitler schon in *Mein Kampf* formuliert hatte. Es war zugleich der Ruf nach Exklusion, standen doch all jene, die dem eigenen Rassenbild nicht entsprachen, für die »Wunden« im »Volkskörper«. Die Vereinigung der »arischen« Menschen Mitteleuropas zur kampfbereiten, gewaltsam sich »bewährenden« Volksgemeinschaft – auch dieser Gedanke war schon in *Mein Kampf* zu lesen. Hitler sprach vom »ewige[n] Band der Gemeinsamkeit unseres Blutes«, appellierte an die fünftausend Akademiker und Studenten im Saal, die vom Bürgertum mitverschuldete »Kluft zu beseitigen, die durch unser Volk geht«, und der Idee des völkischen Rassismus zu folgen. Das war eine unmissverständliche Botschaft.

Welcher Ton die Szene beherrschte, lässt sich an der Wortwahl erahnen, mit welcher *Der Angriff* berichtete. Dort heißt es, Hitler und seine »Volksbewegung« seien »zermalmend« über die »Verwesungsprodukte eines zermorschten, zusammenbrechenden Systems« hinweggegangen, zugleich sei der Jubel »orkanartig« gewesen, »nicht endenwollende Heilrufe« und ein »einziger Jubelschrei aus 5000 jungen Kehlen«.<sup>12</sup>

Um die Atmosphäre zu illustrieren, die Speer erfahren und in der er selbst mitgejubelt haben mag, hilft ein Blick auf die Seite derjenigen, die diesen Enthusiasmus nicht zu teilen vermochten. Über den Schauspieler Emil Jannings erhielt Carl Zuckmayer im April 1932 vier Karten für eine NSDAP-Veranstaltung zur Reichspräsidentenwahl im Sportpalast. Neben seiner Frau lud Zuckmayer seinen Verleger Gottfried Bermann und dessen Frau Brigitte

Fischer ein. Bermann und die Familie des Verlegers Samuel Fischer standen für alles, was die Nationalsozialisten bekämpften: offenes Denken und freie Literatur, demokratische Haltung, republikanisches Engagement; darüber hinaus zählten sie nach NS-Kategorien zur »jüdischen Rasse«.

Erst beim Eintreffen bemerkten die vier, worauf sie sich da eingelassen hatten. Mit Jannings Ehrenkarten wurden sie von SA-Männern in die sechste Reihe eskortiert. Umgeben von Tausenden jubelnder NS-Anhänger erkannte man sie auf ihren Plätzen nahe der Tribüne bald (»Da sitzt der Zuckmayer von Ullstein!«). Zuckmayer selbst hat die Szene so beschrieben: »Alles erhob sich, und unterm langsamen Vorbeimarsch der Hakenkreuzfahnenkompagnien sang die ganze, vieltausendköpfige Menge, alle stehend und mit hocherhobenem rechten Arm, im Hitlergruß, das ›Horst-Wessel-Lied‹. Die ganze Riesenmasse – alle – mit Ausnahme von uns vieren.«<sup>13</sup> – »Wenn Blicke hätten töten können«, schrieb Bermann, »hätten wir längst enteelt unter den Stühlen gelegen. Wie aus einem glühenden Stahlblock strömte uns der Haß besonders der umsitzenden Frauen, fast körperlich fühlbar, entgegen«; am Ende gelang es ihnen mit Glück, den heranpolternden SA-Männern zu entkommen.<sup>14</sup> Zur Ironie der Geschichte zählt, dass Zuckmayer in den 1970er-Jahren zu den profiliertesten Unterstützern Speers gehören sollte.

Wir wissen nicht, worüber Speer nachdachte, als er in den Stunden nach dem »Erweckungserlebnis« seinen langen Spaziergang unternahm. Hitler hatte sein völkisches Rassendenken und dessen Konsequenzen ausführlich und unzweideutig benannt. Wer die Äußerungen des NS-Führers auf den zahllosen öffentlichen Auftritten nachliest, wird feststellen, dass Speer am 4. Dezember 1930 genau das hörte, was Hitler seit Jahren verkündete und in *Mein Kampf* geschrieben hatte. Keine Überraschung, keine außergewöhnlichen Thesen. Offensichtlich trafen Hitlers Positionen bei Speer auf längst gehegte und von ihm schon aktiv verfolgte Ansichten.

Die Geschichte vom »Erweckungserlebnis« im Dezember 1930, die Speers Biographen bis in die jüngste Zeit nachgeschrieben haben, ist eine dramatisierende Erfindung – nicht nur, was die effektvolle literarische Inszenierung angeht, sondern vor allem auch, weil Speer zu diesem Zeitpunkt bereits Mitglied in einer nationalsozialistischen Organisation war und wohl schon nach der Septemberwahl seinen ersten Parteauftrag erhalten hatte. Er hatte also den Kontakt zur NSDAP bereits zuvor etabliert und dabei sogar (»natürlich ohne Honorar«) für sie gearbeitet.<sup>15</sup>

In seinen *Erinnerungen* allerdings schildert Speer die entsprechenden Zusammenhänge erst *nach* dem Kapitel über Hitlers Dezember-Rede.<sup>16</sup> Hier erwähnt er, dass er »Mitglied der neugegründeten Krafftfahrervereinigung

der Partei« (»N.S.K.K.«) geworden sei.<sup>17</sup> Neu gegründet (als »Kraftfahrer-vereinigung der Partei«) und damit offensichtlich gemeint war jedoch der Nationalsozialistische Automobil-Klub (NSAK), und zwar bereits im Frühjahr 1930.<sup>18</sup> Speer betont, »und da das eine neue Organisation war, wurde ich gleich Leiter der Sektion Wannsee, unseres Wohnortes«. Wenn Speer, wie er sagt, zugleich einziger Autobesitzer und Leiter der neuen Orts-Organisation war, dann plausiblerweise irgendwann ab Frühjahr oder Sommer 1930. Dazu passt, dass er an gleicher Stelle vom »Wahlerfolg vom 14. September 1930« spricht, in dessen Folge er bei der »Kreisleitung West« von Karl Hanke das Angebot erhalten habe, eine Villa »als zukünftiges Quartier« der Partei »salonfähig zu machen«.<sup>19</sup> Hanke (NSDAP-Mitglied Nr. 102.606) kam aus der Mühlenindustrie (Speer nannte ihn leicht distanzierend »Müllergesellen«) und war zunächst Gewerbelehrer, bevor er sich ganz der NSDAP-Karriere verschrieb. Ihre enge Beziehung begann offenbar in diesem Spätsommer 1930.

Speer besuchte zunächst fleißig weitere Kundgebungen. In den *Erinnerungen* nennt er etwa den Besuch einer Veranstaltung des »Kampfbundes Deutscher Kultur«, auf der Redner seinen Lehrer Tessenow angriffen.<sup>20</sup> Und er ging, wahrscheinlich am 30. Januar 1931, zu einer Veranstaltung mit Goebbels in den Sportpalast, wo der Berliner Gauleiter unüberhörbar die revolutionären Ziele der Nationalsozialisten propagierte.<sup>21</sup>

Den Besuch der Goebbels-Veranstaltung hat Speer später mit einer besonderen Legende versehen, die sich in der Literatur vielfach wiederholt findet. Nach der Kundgebung, »als die Menschenmenge in Ruhe durch die Straßen abzog, erschien die Polizei zu Pferde, ritt in brutaler Weise in die Menge hinein, ihre Gummiknüppel schwingend«.<sup>22</sup> In den zeitgenössischen Berichten findet sich kein Hinweis auf solch dramatische Szenen. Goebbels ließ üblicherweise keine Gelegenheit aus, gegen die Staatsgewalt zu polemisieren, und Gewalt gegen NS-Mitglieder schlachtete er regelmäßig propagandistisch aus. Es ist anzunehmen, dass er jede Chance genutzt hätte, ein »System« anzuprangern, das seine friedlichen Anhänger prügelte. Doch in Goebbels' Blättern ist nichts zu finden. Nur in einem Bericht ist überhaupt von Polizisten die Rede. In seinen Tagebüchern stoßen wir eher auf das Gegenteil. Goebbels kann sich kaum halten vor Selbstzufriedenheit über die angebliche Wirkung seines Auftritts (»Stürme der Begeisterung. Sprechchöre. Abmarsch. Die Massen in der Potsdamerstr[asse] wie verrückt.«) Für Goebbels gehört die Straße schon den seinen. (»So wild war es noch nie. Das ist die Kraft, die Völker befreit.«<sup>23</sup>)

Speer dagegen imaginiert eine persönliche Bedrohung – er habe vor den schlagenden Polizisten fliehen müssen. Die Erzählung dient ihm dazu, den

Staat zu diskreditieren und sich selbst eine moralische Berechtigung zu Widerstand und antidemokratischem Handeln zu erschreiben: »[D]as war nicht die Herrschaft des Gesetzes, sondern die Gewaltherrschaft des Mobs; und der Mob waren nicht die Zuschauer – wir –, sondern die Polizei – die Polizisten«. <sup>24</sup> Seine Schilderung der Szene in den *Erinnerungen* endet mit dem Antrag auf Parteimitgliedschaft, die somit als eine Art »Notwehr« gegen das vermeintlich willkürliche Regime erscheint. <sup>25</sup> Er konstruiert diese Legende, während es doch real die Polizei war, die größte Mühe hatte, die Gegner von Staat, Republik und Demokratie von öffentlichen Gewaltexzessen abzuhalten und das staatliche Gewaltmonopol durchzusetzen.

Am 1. März 1931 wurde Speer mit der Mitgliedsnummer 474.481 als Parteigenosse aufgenommen. <sup>26</sup> Außerdem trat er zeitgleich der SA bei, was seinen Entschluss, die nationalsozialistische Bewegung tatkräftig voranzutreiben, ebenso unterstreicht wie anderthalb Jahre später sein Wechsel von der SA zur SS, die sich als rassische Elite verstand. <sup>27</sup> Dem »Kampfbund Deutscher Architekten und Ingenieure« schloss er sich ebenfalls an. Bis 1932 hatte dieser »Stoßtrupp« bereits zweitausend Mitglieder; auch nach seiner Auflösung im Mai 1934 galt er als Reservoir einer »Führerauslese für die kommenden großen Staats- und Wirtschaftsaufgaben«. <sup>28</sup>

Speers Entscheidung für den Nationalsozialismus war offensichtlich Ergebnis eines Prozesses, der im Jahr 1930 greifbar wird. Als Autobesitzer engagierte er sich bereits ab Frühjahr oder Sommer für die Bewegung, nach dem NSDAP-Wahlerfolg vom September arbeitete er für die Partei. Er pflegte seine Parteikontakte, besonders zu Karl Hanke, Monate vor dem später behaupteten Erweckungserlebnis der Hitler-Rede vom Dezember 1930. Am Jahresende stand der Entschluss, endlich auch Parteimitglied zu werden. Offensichtlich sah der Großbürgersohn Speer seit diesem Jahr die NS-Bewegung als Schlüssel für seinen weiteren Lebensweg.

Speer hat später alles darangesetzt, sein damaliges Engagement kleinzureden, es als nebensächlich und irgendwie läppisch hinzustellen. Das Gegenteil ist plausibler: Speer war durchweg engagiert, ein Parteimitglied, das Zeit, Eigentum und – bedenkt man die Schilderung der wütenden Gegner – sogar die eigene Gesundheit riskierte, um die Botschaft des »Führers« zu verkünden, die Botschaft vom Rassenstaat, der sich für den Kampf der Völker rüsten müsse. Es hieße Speers Intelligenz zu missachten, wollte man annehmen, dass er nicht hörte und verstand, was Hitler sagte. Es liegt zugleich ein gewisser Hohn darin, dass Speer nach dem Krieg versuchte, seinen Lesern und Hörern weiszumachen, er sei tatsächlich so naiv gewesen. Speer war nicht naiv. Er wusste, was er tat, und er tat es, wie man zeitgenössisch wohl gesagt hätte,

»mit nationalsozialistischem Idealismus«. Speer arbeitete mit an der Eroberung der Macht, um als Nationalsozialist selbst Teil daran zu haben. Dazu passt auch, dass ihm seine Stellung als Hochschul-Assistent nicht mehr ausreichend erschien.

### Engagement in Mannheim und Berlin

Ein Dreivierteljahr nach seinem Partei-Beitritt beendete Speer seine Tätigkeit bei Tessenow, offensichtlich mit Ende des Wintersemesters 1931/32.<sup>29</sup> Aus dieser Zeit blieben ihm jedoch zahlreiche Kontakte. Der Architekturhistoriker Werner Durth hat beschrieben, wie ihn Freundschaften »bald nicht nur mit Wolters und Tamms, sondern auch mit Otto Apel, Hans Peter Klinke und Willi Schelkes« verbanden, »die später den Kern der Architektengruppe um Speer in Berlin nach 1933 bilden sollten«.<sup>30</sup>

Speer gab damit freiwillig eine Position auf, die seine Studienkollegen als hohes Glück angesehen hätten. Rudolf Wolters hat vielfach die existenziellen Herausforderungen beschrieben, denen sich ihre Generation damals gegenüber sah, »die nach ihrer fachlichen Ausbildung 1927 bis 1930 keine Möglichkeit fand, ihr Können praktisch anzuwenden. Es fehlten nicht nur die großen Aufgaben, auch die kleinen wurden immer weniger«, schrieb er 1943 rückblickend. Er selbst war gezwungen gewesen, sein Glück als Architekt in Sibirien zu suchen. Speers Assistentenstelle bot dagegen das Fundament für eine weitere Universitätskarriere mit Privat-Büro-Einkünften. In einer Hagiographie von 1943 erklärte Wolters, dass Speer sich seinerzeit »dem Nationalsozialismus verschrieben« habe. »Sein fester Glaube an den Sieg der Bewegung ließ ihn zum getreuen Volksmann und später zu einem der engsten Mitarbeiter des Führers werden.«<sup>31</sup> Diese Propagandaformeln der Kriegszeit veröffentlichte Wolters als Mitarbeiter Speers in enger Abstimmung mit dessen Wünschen. Was immer daran propagandistisch überhöht sein mag – es war Speers Selbstbild bis 1945.

NS-Engagement und Karrierestreben als zeitgenössische Motive verschleierte Speer nach 1945 bei seinen Interviews damit, dass er bei Tessenow gekündigt habe, weil die Regierung Brüning die Gehälter kürzte.<sup>32</sup> Seinen Kindern gegenüber prahlte er jedoch, wie erwähnt, mit dem guten Verdienst.

Anfangs verdiente Speer als Assistent 300 RM pro Monat, hinzu kam ein Wohngeldzuschuss von mindestens 55 RM. 1931 stieg sein Gehalt auf 325 RM monatlich plus Wohngeldzuschuss. Das war sein Einkommen zum Zeitpunkt der Kündigung. Nach Inkrafttreten der Notverordnung, die Heinrich Brüning am 8. Dezember 1931 verkündete und die eine Kürzung der Gehälter von

Angestellten und Beamten zum 1. Januar um neun Prozent vorsah,<sup>33</sup> hätte Speer daher weiterhin 295,75 RM plus Zulage erhalten. Ein Jahr später wäre er turnusgemäß in eine höhere Gehaltsgruppe eingestuft worden. Es ist nicht überliefert, wann Speer sein letztes Hochschulgehalt erhielt, aber es wird in diesen ersten Monaten des Jahres 1932 gewesen sein.<sup>34</sup> Real verringerte sich sein Gehalt demnach ab Januar 1932 um 29,25 RM – angesichts seines Vermögens kaum nennenswert. Die Eltern verfügten nicht nur über umfangreiche Immobilien- und Aktien-Anlagen in Deutschland, sondern hatten inzwischen auch die erwähnte »Stiftung Tremonia« gegründet, um »die Söhne vor eintretender Verarmung (...) zu schützen« – das Einlagekapital betrug 650 000 Schweizer Franken,<sup>35</sup> was etwa 529 000 RM entsprach.<sup>36</sup> Selbst bei konservativer Schätzung überstiegen die Zinseinkünfte daraus sein Berliner Gehalt.<sup>37</sup>

Objektiv gab es keinen finanziellen Grund, die Hochschullaufbahn aufzugeben und auf eine nationalsozialistische Karriere zu setzen. Speer hätte bleiben und eine Professur anstreben können, die ihm ein bemerkenswert hohes Einkommen in Aussicht gestellt hätte.<sup>38</sup> Er war aufgeweckt und kalkulierend genug, um diese Chancen zu sehen. Seine Unabhängigkeit erlaubte ihm, sich stattdessen für die Selbstständigkeit und das Engagement bei den Nationalsozialisten zu entscheiden.<sup>39</sup>

Aus den Monaten vom Ende der Assistentenzeit Anfang 1932 bis zum Juli 1932, als Speer sich für die NSDAP im Berliner Wahlkampf engagierte, sind kaum Quellen bekannt. Speer selbst hat über diese Zeit stets vage und allgemein geredet. Wohl im Frühjahr 1932 zog er offiziell nach Mannheim.<sup>40</sup> Dort verwaltete er die Immobilien seines Vaters und eröffnete ein Architekturbüro, das auch einige kleinere Aufträge erhielt. Für monatlich einhundertfünfzig Reichsmark<sup>41</sup> leistete er sich einen Mitarbeiter, Willi Schelkes.<sup>42</sup> Wie Speer den antisemitischen Geist der Zeit und seiner Partei atmete, illustriert eine Bemerkung gegenüber seinem Lehrer Tessenow. Speer hatte in Mannheim den Auftrag zum Umbau eines Geschäftes erhalten und ließ Tessenow zu seinem Auftraggeber wissen: »Er ist natürlich ein Jude, da er aber vor 1914 eingewandert ist, meint er sich wie ei[n] Aristokrat benehmen zu müssen.«<sup>43</sup>

Gleichzeitig hielt Speer engen Kontakt nach Berlin. Über seinen bewährten Freund Karl Hanke, seit April 1932 persönlicher Adjutant von Goebbels und in den Preußischen Landtag gewählt, erhielt er in dieser Zeit den Partei-Auftrag zum Umbau der Bezirksstelle in der Bymestraße in Steglitz. Wann genau dies fertig wurde, ist nicht bekannt. Es ist kaum anzunehmen, dass Speer diesen Umbau nur von Mannheim aus begleitete. Vielmehr deuten seine gleichzeitigen Aktivitäten in Berlin und Mannheim darauf hin, dass er

regelmäßig in der Hauptstadt war, wahrscheinlich sogar einen zweiten Wohnsitz dort unterhielt.

In den *Erinnerungen* heißt es, er sei mit seiner Frau nach Berlin gefahren, »[a]ls die Vorbereitungen zur Wahl vom 31. Juli 1932 anliefen«. Der Termin stand seit dem 6. Juni 1932 fest.<sup>44</sup> Demnach dürfte Speer in der ersten Junihälfte 1932 für längere Zeit nach Berlin zurückgekehrt sein.<sup>45</sup> Sein politisches Interesse habe sich, schreibt Speer in den *Erinnerungen*, durch die »anhaltende berufliche Aussichtslosigkeit (...) sehr intensiviert« und er habe seinen »Teil zu Hitlers Wahlsieg beitragen« wollen.<sup>46</sup> Hier sind zwei ineinander verwobene Grundmotive ausgedrückt, die auch in den weiteren Jahren seine steile Karriere bestimmen sollten: das Engagement für die nationalsozialistische Sache und das Streben, sich damit die besten Chancen zu beruflicher Entfaltung und persönlicher Bereicherung zu verschaffen. Mannheim, das war Speer nach wenigen Monaten im Frühjahr 1932 klar, war dafür nicht der richtige Ort. Er musste nah an die Macht. Und das bedeutete: nah an Hitler.

Dabei kamen ihm zwei Umstände zugute, die ihn von anderen abhoben: Speer war unabhängig und als einer der wenigen Auto-Besitzer hatte er ein zentrales Instrument der Wahlkampfmaschine zu bieten. Wie ihn dies erstmals zumindest auch geographisch in die Nähe Hitlers brachte, hat er in den *Erinnerungen* geschildert.

Am 27. Juli 1932 wartete Speer am Flugplatz Berlin-Staaken, um Hitler, aus Eberswalde kommend, zum »Stadion in Brandenburg« zu eskortieren. »Die Wagen [für Hitler] kamen, ich setzte mich mit meinem Melder in mein knatterndes Sportgefährt und fuhr mit höchster Geschwindigkeit einige Minuten der Hitlerschen Wagenkolonne voraus. In Brandenburg waren die Straßenränder nahe dem Stadion von Sozialdemokraten und Kommunisten besetzt und wir mußten – mein Begleiter war in Parteiform – eine aufgebrachte Menschenkette passieren. Als einige Minuten später Hitler mit seinem Gefolge eintraf, verwandelte sich die Menge in eine tobende und wütende Masse, die auf die Straße drängte. Im Schrittempo mußte das Auto sich durchzwängen, Hitler stand aufrecht neben dem Fahrer. Ich zollte damals seinem Mut allen Respekt und empfinde das heute noch. (...) Mit meinem Auto wartete ich außerhalb des Stadions. (...) Hitler sprach an diesem Tag noch auf einer dritten Kundgebung im Berliner Stadion. (...) Die Menge wartete seit Stunden geduldig, wieder hatte Hitler große Verspätung. Meine Meldung an Hanke, daß er in Kürze eintreffen werde, wurde sogleich durch die Lautsprecher bekanntgegeben. Ein tosender Beifallssturm brach los – übrigens der erste und einzige, den ich selber je ausgelöst habe.«<sup>47</sup>

Später hat Speer stets erzählt, dass er am Donnerstag vor der Wahl mit seiner Frau an die ostpreußischen Seen habe reisen wollen. Die Faltboote

hätten bereitgelegen, als Hanke ihm überraschend den Auftrag zum Umbau des Gauhauses in der Voßstraße 11 erteilt habe. Diese »Überraschung« ist wenig plausibel und dient wohl vor allem Speers rückblickendem Wunsch, seine enge Bindung an die Partei als Produkt des Zufalls erscheinen zu lassen. Wie stellen sich die Ereignisse der Zeit dar? Am 27. Juli, einem Mittwoch, diente Speer als Fahrer im Wahlkampf. Alle Welt fieberte dem Wahlsonntag vier Tage später entgegen, Speer war immerhin nach Berlin gereist, um Hitler zum Sieg zu verhelfen. Und mitten in der heißesten Phase vor der Entscheidung wollte er sich in die Einsamkeit der Masuren verabschieden, statt bis zum Sonntag weiter um jede Stimme zu kämpfen? Viel plausibler ist, dass Speer die Geschichte aus dramaturgischen Gründen erzählte: Der Zufall eröffnet dem Helden eine unerwartete Gelegenheit und erweist sich so als Schicksal – bezeichnenderweise trägt das entsprechende Kapitel der *Erinnerungen* den Titel »Weichenstellung«. Weil Speer die Legende in seinen Erzählungen regelmäßig wiederholte, wird sie bis in die jüngere Gegenwart abgeschrieben.

Tatsächlich setzten Hanke und Speer eine längst eingeübte Zusammenarbeit fort. Speer machte als überzeugter Nationalsozialist Wahlkampf für die Machtübernahme, Hanke versorgte ihn mit Aufträgen für die Partei. Wobei nicht zuletzt der Umstand eine Rolle spielte, dass sich Speer, wie Hanke wusste, dieses Engagement leisten konnte, sofern die Partei ihn nicht bezahlen würde.<sup>48</sup> In den folgenden Monaten war Speers Lebensmittelpunkt also wiederum Berlin, obwohl er offiziell noch fast ein weiteres Jahr bis zum 15. Juni 1933 in Mannheim gemeldet blieb.<sup>49</sup> Das Büro in Mannheim war folglich vor allem ein immer wieder für den politischen Einsatz und die beruflichen Aufträge in Berlin verlassenes Heimatlager, das einen Anker bot, aber seinem Mitarbeiter Schelkes zufolge im Spätherbst eingeschlafen ist.<sup>50</sup> Zwischen der Reise nach Berlin vor der Juli-Wahl 1932 und der Fertigstellung des Gauhauses in der Voßstraße 11 im Herbst, und auch in den Monaten danach, lebte Speer weiterhin von seinem Familienvermögen.<sup>51</sup>

Bei der Juli-Wahl gaben 13,7 Millionen Menschen den Nationalsozialisten ihre Stimme, womit die Partei ihren Anteil auf 37,3 Prozent verdoppeln konnte und 230 Sitze im Reichstag erhielt – das beste Ergebnis, das sie jemals in freien Wahlen erzielen sollte. Hitlers Kanzlerschaft schien greifbar nah. Mit dem Umbau des Gauhauses in der Voßstraße, der ihm innerparteilich Prestige verschaffte, leistete Speer einen Beitrag für die repräsentative Etablierung seiner Partei im geographischen Zentrum der politischen Macht des Reiches – residierte die Gauleitung doch nun in unmittelbarer Nähe der Reichskanzlei. Wenn er rückblickend schreibt, »Goebbels sah ich selten«, weil er mit der Kampagne für die Wahl am 6. November voll beschäftigt war,<sup>52</sup>



*Umbau-Architekt im Parteidienst: Speer mit seinem Förderer Karl Hanke (rechts), dem Berliner Gauleiter Joseph Goebbels und Parteifreunden 1932 anlässlich des von Speer geleiteten Umbaus des Berliner Gauhauses in der Voßstraße 11. Sechs Jahre später ließ Speer das Haus abreißen, um Platz zu schaffen für die Neue Reichskanzlei.*

so bedeutete dies vor allem: Speer war schon im Sommer 1932 ein so selbstverständlicher Teil des zentralen Berliner NS-Zirkels, dass er von Hanke, der im November in den Reichstag gewählt wurde, direkt einbezogen und versorgt wurde sowie mehrfach den prominenten Berliner Gauleiter und Propagandachef der Partei traf.

Ein Foto vom September 1932 zum erfolgreichen Umbau des Gauhauses durch Speer lädt ein, sich die Situation dieser nationalsozialistischen Revolutionäre, als die sie sich empfanden, noch einmal deutlich zu machen. Speer ist an seinen Auftrag gekommen, *weil* er dazugehörte, als sich die imaginierte künftige »Elite« auf die Macht vorbereitete. Dazu passt, dass Speer im Herbst 1932 die SA verlässt und Mitglied der Motor-SS wird.<sup>53</sup>

Von welchem Selbstbild die Gruppe auf dem Foto beseelt war, vermittelt Joseph Goebbels im Vorwort seines Jubelbuches *Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei*, in dem er auf die Zeit vom 1. Januar 1932 bis zum 1. Mai 1933 zurückblickt. Mit Hitlers Machtantritt sei nichts weniger als die »deutsche Revolution« vollzogen worden, die »die seit 1918 herrschende und dem deutschen

Wesen vollkommen fremde Geisteswelt« abgelöst habe.<sup>54</sup> Demokratie und »westliche Zivilisation« waren tatsächlich vielen Deutschen fremd. Süffisant verzeichnete Goebbels nach der Machtübernahme: »Es möchte fast scheinen, als hätte es in Deutschland niemals Feinde des Nationalsozialismus gegeben.«<sup>55</sup> Das war eine typische Sottise gegen die vielen Opportunisten und sogenannten Märzgefallenen, die jetzt in die Partei strömten. Speer dagegen gehörte zu jenen, die sich schon in der Zeit »der Not und des harten männlichen Opfertums unseres Aufstiegs« für das eingesetzt hatten, was Goebbels als die »größte geistige und politische Umwälzung aller Jahrhunderte, die sich durch uns und mit uns vollzogen hat«, bezeichnet.<sup>56</sup> »Uns« – das war neben Hitler auch die auf dem Bild versammelte Partei-Truppe, die sich als Elite des kommenden NS-Staates verstand. Mochten Speer und Goebbels noch meist Anzug tragen und keine Uniform, so war Speer doch einer der ihren, voller Eifer, seinen Beitrag zur nationalsozialistischen Revolution gegen Demokratie und westliche Zivilisation zu leisten, einer jener frühen Nationalsozialisten, deren Einsatz Goebbels nun pries:<sup>57</sup> »Wir haben zusammen die Macht erobert, und wir werden zusammen die Macht gebrauchen.«<sup>58</sup>

ZWEITER TEIL

# AUFBRUCH

(1933 bis 1942)

## ENERGISCHER AUFSTIEG

*Nach einer ganz kurzen Zeit gab er [Hitler] mir vollständig freie Hand,  
das zu machen, was ich wollte.*

ALBERT SPEER, 1966<sup>1</sup>

Wie so viele Nationalsozialisten, die Hitlers Kanzlerschaft euphorisch begrüßten, begann Speer seine Rolle im neuen Regime seit dem Januar 1933 rasch zu etablieren. Mit offenkundigem Ehrgeiz und einem bemerkenswerten Fleiß engagierte er sich auf zahlreichen miteinander verwobenen Gebieten, wobei seine Karriere keineswegs automatisch voranging. Speer musste sich als Nationalsozialist bewähren, sein Aufstieg war kein Selbstläufer. Aber er hatte diese Karriere gesucht und war nun gewillt, alle Chancen zu nutzen. Vor allem trat er als umtriebiger Veranstaltungs- und Bau-Manager in Erscheinung, auf den Verlass war, wenn es um die Präsentation der neuen Herrschaft ging. Dabei fällt auf, dass er in den ersten zwei Jahren primär als Agent in eigener Sache handelte, um sich zunächst einmal durchzusetzen. Zugleich verstand er sich als Teil der neuen Macht, die sich legitimiert sah, den Staat und dessen Mittel an sich zu reißen. Er agierte dabei wie ein expansiver Unternehmer, eroberte sich einen Marktanteil und sicherte sein eigenes Herrschaftsgebiet.

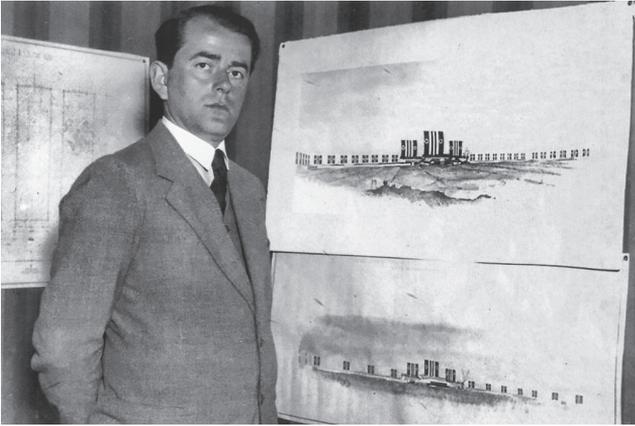
»Leute wie Speer oder Heydrich akzeptierten nicht die Grenzen, die ihnen die Wirklichkeit setzte«, hat Michael Wildt zu Recht betont, »sondern wollten sie mit noch radikaleren Mitteln durchbrechen, um ihre Ziele zu erreichen«.<sup>2</sup> Speer war ein Prototyp dieser »Generation des Unbedingten«, die im Nationalsozialismus hinter der Fassade uniformierter Bürgerlichkeit und akademischer Fachlichkeit ihre sozialdarwinistischen, Gefühle demonstrativ ablehnenden Einstellungen auslebte. Aufstiegs- und Machtbewusstsein liefen bei ihr regelmäßig ineins. Dass sich dies mit der nationalsozialistischen Rassenkampfdologie verband, ist kein Zufall, sondern entspringt einem Lebenskalkül.<sup>3</sup> Bei Speer ist der Wille zu Machtzuwachs, Herrschaftskraft und Gelderwerb ein zentrales Grundmuster seines Charakters, er prägte seine Handlungen bis 1945 und trieb ihn während seines gesamten Lebens an.

Die ersten Aufträge nach der Machteroberung erhielt Speer erneut über Karl Hanke sowie Joseph Goebbels. Nach den Wahlen vom 5. März 1933 zum Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda aufgestiegen, stilisierte Goebbels den Sieg zum Anbruch einer neuen Zeit. Entsprechend präsentierte er die Besichtigung seines neuen Amtssitzes, des Leopold-Palais am Wilhelmplatz, am 11. März 1933: »Eine Überprüfung der Arbeitsmöglichkeiten in meinem neuen Haus (...) fällt sehr unbefriedigend aus. Zuerst einmal müssen Maurer und Aufräumer in diese Zimmer hineingeschickt werden; die sollen den Stuck von den Wänden schlagen, die schweren, muffigen und mottigen Plüschvorhänge herunterreißen, damit wieder einmal die Sonne durch die Fenster kommt. In dieser Dämmerung kann ich nicht arbeiten. Ich muß Klarheit, Sauberkeit und reine, übersichtliche Linien um mich haben. (...) Und wie in den Zimmern aufgeräumt werden muß so auch unter den Menschen. Die von gestern können nicht Wegbereiter von morgen sein.«<sup>4</sup> Speer wird im Zusammenhang mit dem Umbau nicht namentlich erwähnt. Aber es steht fest, dass es ihm gelang, diesen Zwei-Wochen-Auftrag – wohl über seine Beziehungen zu Hanke – zu erhalten; das Ergebnis hat er umgehend unter seinem Namen in einer Fachzeitschrift dokumentiert.<sup>5</sup>

Wenn Speer, wie anzunehmen ist, in den Wochen des Umbaus im Ministerium war, mag er von Goebbels' eifrigen Vorarbeiten für den sogenannten Judenboykott am 1. April 1933 erfahren haben. Den Boykott selbst konnte er in jedem Fall in den folgenden Tagen erleben. Goebbels sprach demonstrativ von einem geistigen »Eroberungsfeldzug«, der von Deutschland auf das Ausland übergehen müsse, damit die »Judenfrage« zu »der Juden Ungunsten gelöst« werde.<sup>6</sup>

Der neue Minister war mit Speers Arbeit offensichtlich zufrieden und gab ihm nun, wohl erneut unter Einfluss von Hanke, den Auftrag, die Versammlung zum »Tag der nationalen Arbeit« am 1. Mai 1933 auf dem Tempelhofer Feld zu dekorieren. Vor der Veranstaltung inspizierte Goebbels das »phantastische Gelände« und zeigte sich, ohne Speer zu nennen, begeistert.<sup>7</sup> Das Schauspiel zum neu eingeführten Feiertag, an dem mehr als eine Million Menschen teilnahmen, war ein gigantisches Manöver gegen die Gewerkschaften, deren ureigensten »Tag der Arbeit« die Nationalsozialisten damit besetzten und als Volksgemeinschaftsereignis inszenierten. Am Tag darauf wurden die Gewerkschaften beseitigt.

Speer selbst legte Wert darauf, nicht nur als Dekorateur zu reüssieren, sondern den Volksgenossen auch zu erläutern, welche Gedanken seiner Inszenierung zugrunde lagen: »Die Idee des Staatswesens«, schrieb er wenige Wochen später, sei »mit neuem Leben erfüllt, neu aus dem Volk heraus ent-



*Dekorateur der Massen: Speer im April 1933 mit Plänen für den »Tag der nationalen Arbeit« auf dem Tempelhofer Feld, mit dem er sich als »Gestalter von Großkundgebungen« erstmals profilierte. Aufgrund des Erfolges erhielt er die Möglichkeit, sich auch bei der Organisation der Veranstaltung auf dem Bückeberg im September zu beteiligen.*

standen und damit auf das innigste mit seiner Lebensart verwachsen. Das Volk ist zum lebendigen Träger des Staates geworden«. Passend sollte vom Volk aus der »Gesamteindruck konstruktiv auf einen sichtbaren Mittelpunkt« gerichtet sein. »Sein optisches Zentrum musste so groß und gewaltig sein, dass er als Symbol des Geschehens, als Willensausdruck der aufmarschierenden Menschenmassen derart wirkte, dass er auch von der entferntesten Stelle aus noch als wirkungsvoll und bedeutend empfunden werden konnte.« Es war offensichtlich, wen und was Speer hier als »Mittelpunkt«, »Willensausdruck der aufmarschierenden Menschenmassen« und »Idee des Staatswesens« apostrophierte. »Die mit Absicht gewählte Zeit der Kundgebung bei hereinbrechender Dämmerung unterstützte die Wirkung der Konzentration auf diesen Mittelpunkt in vollendetster Weise, denn durch die Anstrahlung des Fahnenberges mit ungeheuren Lichtmengen stand dieser in leuchtendem Rot gegen den in dunklem Blau versinkenden Nachthimmel in starkem Kontrast, während alle nebensächlichen und störenden Beiwerke im Dämmerlicht des Abends verschwanden.«<sup>8</sup> Symbolische Überhöhung und praktische Machtpolitik liefen in eins; die im Zentrum »leuchtende« Regierung war auch sonst dabei, alle »störenden Beiwerke« des bisherigen demokratischen, parlamentarischen und föderalen Staates, allen voran Grundrechtsgarantien und Gewaltenteilung, verschwinden zu lassen.

Bei Karl Hanke und Joseph Goebbels, die in Berlin eine prominente Rolle einnahmen, hatte sich Speer ausreichend profiliert. Wohl in dieser Phase des Sommers 1933 avancierte er zum »Unterabteilungsleiter für architektonische und künstlerische Ausgestaltung von Großkundgebungen in der Reichspropagandaleitung«. <sup>9</sup> Das genaue Datum dieser Ernennung konnte bislang nicht ermittelt werden, steht aber zweifellos in direktem Zusammenhang mit Speers Planungen für den 1. Mai und seinen weiteren Aufträgen für die kommenden Monate, namentlich für das Erntedankfest auf dem Bückeberg. <sup>10</sup>

Der Schlüssel zum weiteren Aufstieg lag, wie er wusste, bei Hitler. Speer selbst behauptet, ihn erstmals in dieser Zeit getroffen zu haben. Wir wissen nicht, ob das zutrifft, denn alles, was darüber zu lesen ist, folgt ausschließlich Speers eigener Darstellung. Diese ist aus mehreren Gründen aufschlussreich, bedarf aber, wie alle Schilderungen, der kritischen Analyse. Die Beschreibung seiner ersten Begegnung mit Hitler folgt einer dreistufigen Dramaturgie, wie sie für viele seiner Fabeln typisch ist: scheinbar unlösbare Herausforderung – Auftritt Speers – wundersame Rettung. Diese Struktur findet sich immer wieder: beim Parteitag 1933, dem Bau des Berliner Olympiastadions 1935/36, der Pariser Weltausstellung 1937, dem Bau der Neuen Reichskanzlei 1938/39, der Rüstungskrise 1942, in den Erzählungen über das letzte Kriegsjahr. Stets beschreibt sich Speer als »Erlöser«, der von außen kommt. Nichts davon besteht die historische Prüfung.

Speer schreibt, er habe im Juli 1933 einen Anruf aus Nürnberg erhalten. Bei der Vorbereitung des für September 1933 geplanten Parteitags sollte die »gewonnene Macht (...) schon in der Architektur der Kulisse zum Ausdruck kommen«. Aber »der örtliche Architekt« habe »keinen befriedigenden Entwurf« vorlegen können. Da die Sache eilte, sei er »mit einem Flugzeug nach Nürnberg geholt« worden, wo er seine »Skizzen« angefertigt habe. Für fällige Entscheidungen der Parteiführung habe er anschließend mit seiner Zeichnungsmappe in München im »Braunen Haus« vorgesprochen. Dort habe ihn Rudolf Heß »in einem luxuriös eingerichteten Zimmer« empfangen – der bescheiden-professionelle Architekt kontrastiert mit dem Parteibonzen. Heß habe gesagt, solche Fragen müsse Hitler entscheiden, er werde Speer zu dessen Wohnung fahren lassen. <sup>11</sup>

Das alles sollte wohl klingen, als habe Speer eine Art Gesamtskizze für die Nürnberger Veranstaltung vorgelegt. Tatsächlich spielte er für den Parteitag 1933 nur eine marginale Rolle. Es sind zahlreiche Dokumente überliefert, aus denen sich die Vorbereitungen im Detail nachzeichnen lassen. Selbst die einzelnen Planungsschritte für die Aufmärsche, die Tribünen, die Breite der Treppen und manches mehr sind überliefert. Einschlägige Besprechungen fanden in Nürnberg statt. <sup>12</sup> Von Speer findet sich darin kaum eine Spur,

allenfalls Detailbeiträge lassen sich nachweisen; für den in den *Erinnerungen* behaupteten Entwurf eines »Reichsadlers« gibt es hingegen keine Belege.<sup>13</sup> Wenn Speers Beteiligung und Einfluss aber derart minimal war, ist es höchst zweifelhaft, dass er Hitler in diesem Zusammenhang überhaupt getroffen hat, um seine Einwilligung einzuholen.<sup>14</sup>

Die Begegnung müsste im Juli oder August 1933 in München stattgefunden haben und wird so beschrieben, dass darin die ganze spätere Beziehung zwischen »dem Führer« und »seinem Architekten« sinnfällig werden soll: »Die Wohnung Hitlers lag zwei Treppen hoch. Ich wurde zunächst in einen Vorraum eingelassen, der mit Andenken oder Geschenken niedrigen Niveaus vollgestellt war. Auch die Möblierung zeugte von schlechtem Geschmack. Ein Adjutant kam, öffnete eine Tür, sagte formlos ›Bitte«, und ich stand vor Hitler, dem mächtigen Reichskanzler. Vor ihm auf einem Tisch lag eine auseinandergenommene Pistole, mit deren Reinigung er anscheinend beschäftigt war. ›Legen Sie Ihre Zeichnungen hier drauf!«, meinte er knapp. Ohne mich anzusehen, schob er die Pistolenteile auf die Seite, betrachtete interessiert, aber wortlos meinen Entwurf. ›Einverstanden«. Nichts weiter. Da er sich wieder seiner Pistole zuwandte, verließ ich etwas verwirrt den Raum.«<sup>15</sup>

Durch die Schilderung des Ambientes betont Speer – bestärkt, wie wir annehmen dürfen, durch seine Mit-Formulierer Siedler und Fest – die angebliche Fremdheit der Welt, in die er da geraten ist: Weder entspricht sie seinem sozialen Niveau, noch genügt sie seinen ästhetischen Ansprüchen. Hitler selbst erscheint wie ein undurchschaubarer anderer. Speer schreibt, als habe er dort gar nicht sein wollen, als sei er allein wegen seines Könnens und seiner Kreativität auf Hitler getroffen. Die Frage nach den eigenen Motiven und Zielen bleibt ausgeblendet. Dergleichen Distanzierungserzählungen werden uns noch oft begegnen. Gleich zu Beginn wird damit ein Muster eingeführt: hier der unpolitische Fachmann und Bürger, dort der mysteriös-verführerische Hitler, dem man ohne eigenes Zutun erliegt.

### Arbeit am Machtfundament

Im Sommer 1933 hatte Speer kaum etwas mit Nürnberg und noch weniger mit Hitler zu tun. Er verschaffte sich vor allem die Aufgabe, in Zusammenarbeit mit dem Propagandaministerium, namentlich Leopold Gutterer, das Erntedankfest auf dem Bückeberg bei Hameln vorzubereiten und führte einen ersten Auftrag für die Funkausstellung vom 18. bis 27. August 1933 in Berlin aus.<sup>16</sup> Auf dem Bückeberg sollte erneut ein Spektakel für eine halbe Million Menschen inszeniert werden. Speer konnte bei Goebbels zweifellos

deshalb seine Mitwirkung erreichen, weil er sich am 1. Mai schon eifrig, kooperativ und kreativ gezeigt hatte.<sup>17</sup>

Für die praktische Arbeit besann er sich seines Freundes Rudolf Wolters. Der war im Mai aus der Sowjetunion zurückgekehrt und schrieb gerade im heimischen Coesfeld an der Publikation seiner Erfahrungen als »Spezialist in Sibirien«. <sup>18</sup> Speer besuchte ihn mit seiner Frau, präsentierte ihm »Lichtbilder seiner Arbeiten für die Kundgebung des 1. Mai 1933«<sup>19</sup> und bot ihm eine Stelle für 150 Reichsmark pro Monat. Das war dieselbe Summe, die er im Vorjahr in Mannheim schon Schelkes gezahlt hatte – und knapp die Hälfte seines eigenen Assistentenhonorars bei Tessenow. Speer verwies auf seine guten Partei-Kontakte und konnte diese mit seinen Aufträgen aus den Vorjahren belegen. So leistete Wolters ab dem 15. Juli die eigentliche Entwurfsarbeit und fertigte etwa für den Kundgebungsplatz auf dem Bückeberg ein Plastilin-Modell an,<sup>20</sup> während Speer meist auf Reisen war. Die Pflege seiner Partei-kontakte, die Präsenz auf den zentralen Veranstaltungen, namentlich beim Parteitag in Nürnberg, waren bedeutend wichtiger als die eigentliche Architekten-Arbeit.

Mit der Inszenierung auf dem Bückeberg, die Goebbels wie selbstverständlich als »[e]ine Großtat mehr fürs Ministerium« verbuchte,<sup>21</sup> gewann Speer weiter Profil. Besonders die Lichtinszenierungen mithilfe der »Scheinwerfer und Höhenfeuer« machten Eindruck.<sup>22</sup> Wolters reklamierte 1943, dass Speer bei dieser Gelegenheit den »Lichtdom« erfunden habe, »der später beim Zeppelfeld [dem Nürnberger Reichsparteitagsgelände] seine Vollendung« erfuhr.<sup>23</sup> Speer selbst machte sich diese Behauptung zu eigen und seine Anhänger sprachen sie ohne weitere Prüfung nach.<sup>24</sup> In Wirklichkeit waren »Lichtarchitektur« und »Lichtwerbung« seit vielen Jahren bekannt und erprobt.<sup>25</sup> Die Schriftzüge von Waschmittel-Marken wurden mit Licht in den Himmel gezeichnet,<sup>26</sup> der Zirkus Sarasani »warb schon in den zwanziger Jahren mit einem Kranz von senkrecht in den Nachthimmel gerichteten Scheinwerfern«. Auch das Signet der Filmgesellschaft 20th Century Fox bezog seine Eindringlichkeit von »aufwärtsstrebenden Strahlenbündeln«. <sup>27</sup> Allenfalls die Masse – wie so oft im Nationalsozialismus – und die Art der Scheinwerfer (Luftwaffen-Flak) waren neu.<sup>28</sup>

Hinzu kommt, dass man bei Spektakeln dieser Art stets auch Hitlers eigene Vorstellungen von Theatralität und Performanz berücksichtigen sollte. Brigitte Hamann hat darauf hingewiesen, wie einflussreich Hitlers Wiener Opernbesuche seit 1908, vor allem von Wagner-Aufführungen, für die späteren Inszenierungen seines eigenen Führerkultes waren. Hitler habe schon damals begonnen, »Bühnenentwürfe für Wagner-Opern zu skizzieren und auszuarbeiten. Er versenkte sich in Belichtungstechnik, Steuersysteme, Ver-

senkmechanismen und vieles andere«. Hamann zieht gar eine direkte Linie zur Inszenierung der Nürnberger Parteitage: »Aus Rollers ›Lichtregie‹ auf der Bühne<sup>29</sup> wurde schließlich Speers ›Lichtdom‹. Aber auch das rote Fahnenmeer, die Massenaufmärsche bei Trommelwirbel und Wagner-Musik, möglichst bei Dunkelheit, liefen wie in einer gut inszenierten Wagner-Oper ab.«<sup>30</sup>

Egal, ob man die Lichtinszenierungen nun primär auf Hitlers Theater-Imaginationen, Speers Ideen oder zeitgenössische Trends zurückführt: Ihre Ästhetik war bei Speer keinesfalls so unschuldig, wie er selbst es nahelegen versucht. In den *Erinnerungen* schreibt er, er habe Hitler vorgeschlagen, die Aufmärsche bei den Reichsparteitagen im Dunkeln stattfinden zu lassen, um zu kaschieren, dass sich die Pfründe der NS-Amtsträger mittlerweile in deren Leibesumfang widerspiegelten. So sei es dazu gekommen, dass er sich über den effektvollen Einsatz von Scheinwerfern Gedanken machte.<sup>31</sup>

Nach der Erntedank-Inszenierung von 1933 hatte Speer sehr viel grundsätzlichere Überlegungen formuliert: »Die in unserer langjährigen Kampfperiode entwickelte Kunst der Veranstaltung von Massenkundgebungen größten Ausmaßes mit Hunderttausenden von Teilnehmern erfordert auch nach der künstlerischen Seite hin den Einsatz besonderer Mittel. (...) Das Material, mit dem die Massenveranstaltung zunächst zu gestalten ist, wird immer die Menschenmenge an sich sein müssen. (...) So muss vor allem irgendwie möglich gemacht werden, dass jedem Einzelnen der versammelten Gemeinschaft der Hunderttausend das Gefühl einer unbedingten Zusammengehörigkeit, sich inmitten einer Gemeinschaft zu befinden, eingeprägt wird. Schon von diesem Gesichtspunkt allein betrachtet, musste zum Beispiel die Veranstaltung des Erntedanktages auf dem Bückeberg ein Erfolg werden. Denn hier konnte jeder der 500 000 Versammelten alle Teilnehmer sehen und damit sinnbildlich begreifen, in welch großem Rahmen er als Volksgenosse mitzuarbeiten, mitzubauen hat. Er erhielt einen lebendigen Begriff von der demonstrativen Wucht seiner Riesenkundgebung, von der er selbst nun voll Stolz ein kleines Glied ist. Dieses psychologische Moment ist keinesfalls gering einzuschätzen. Gerade auf einfache Menschen wird es seine gewaltigste Wirkung haben.«<sup>32</sup> Auch in anderen Veranstaltungen sollte jeder Teilnehmer sich entsprechend »als mitgehörig zu seiner Volksgemeinschaft« verstehen.

Wie nach dem »Tag der nationalen Arbeit« betonte Speer, dass alle Gestaltung auf ein optisches Zentrum, den für alle sichtbaren Mittelpunkt gerichtet sein sollte, der »als Willensausdruck der aufmarschierenden Massen« zu sehen und zu verstehen war.<sup>33</sup> Wer zugegen war, und sei es nur symbolisch mit Gaufahnen und Abordnungen, der gehörte zur Volksgemeinschaft. Damit waren zugleich all jene ausgeschlossen und in den Schatten gestellt, die dem rassistisch grundierten Ordnungsbild, das Speer hier evozierte, nicht

entsprachen. »Alle, die an diesem Abend dabei sind,« verdichtete Hanns Kehl für die späteren Nürnberger Inszenierungen, »erfühlen in heiligem Schauer den Mythos Deutschland in ihrer Seele, den nur deutsches Blut ganz zu erfassen vermag!«<sup>34</sup> In diesem Sinne sind die Aufmarschrituale, die Massensliederungen und der Lichtdom kalkulierte Apotheosen der Gemeinschaft, die das Bild rassistischer Homogenität inszenieren, während sie alles Fremde stigmatisieren. Dass man dieses bekämpfen müsse, um die innere Reinheit zu sichern, schwingt darin unweigerlich mit.

Zwischen dem Frühjahr und dem Herbst 1933 ist nur eine einzige echte, eigenständige Bau-Aufgabe Speers bekannt: ein Umbau für Robert Frank, den Generaldirektor der Preußenelektra. Frank und seine Frau Marguerita besaßen in Sigrön ein Gutshaus, das sie von Speer neu gestalten ließen. Frank sei »der erste eigentlich« gewesen, notierte Wolters 1943, »der Speer richtig entdeckt« und sich »als reicher Mann seiner angenommen« habe.<sup>35</sup>

In Speers *Erinnerungen* wird diese Zeit dagegen so dargestellt, als sei er schon als Großbau-Architekt mit florierendem Büro aktiv gewesen. Er spricht von »diesen ersten Monaten des Jahres 1933«, wenn er schreibt: »Damit ich jederzeit bei meinem Bauherren sein konnte, hatte ich als Büro ein Maleratelier in der Behrenstraße [Nr. 65, MB], wenige hundert Meter von der Reichskanzlei entfernt, gemietet« – der Leser muss annehmen, dass mit dem »Bauherrn«, dessen Nähe bei der »Reichskanzlei« Speer suchte, Hitler gemeint ist, und Speer selbst bestätigt das, wenn er behauptet, er habe in dieser Zeit »[w]eiterhin« für »Hitler eilige Gelegenheitsarbeiten« ausführen müssen.<sup>36</sup> Von Hitler hatte Speer jedoch, als er das Atelier bezog, noch keinen Auftrag erhalten; sein »Bauherr« war Goebbels.<sup>37</sup> Auch die weitere Erzählung ist irreführend: »Meine Mitarbeiter, ausnahmslos jung, arbeiteten ohne Rücksicht auf ihr Privatleben von morgens bis spät in die Nacht hinein; das Mittagessen wurde gewöhnlich durch ein paar Schnitten ersetzt. Erst gegen zehn Uhr abends beendeten wir erschöpft den Arbeitstag mit einem Imbiss in der nahen »Pfälzer Weinstube«, wo die Arbeiten des Tages dann noch einmal durchgesprochen wurden.«<sup>38</sup>

Speer malt hier das Bild einer dynamischen Volksgemeinschaft im Kleinen, die nur an der »Sache« orientiert mit selbstlosem Einsatz großen Zielen zustrebt. Nicht wenige Leser des Jahres 1969 mochten in solchen Beschreibungen ihren eigenen »idealistischen« und dabei selbstredend unpolitischen Einsatz aus der Anfangsphase des Dritten Reiches erinnern. Tatsächlich gab es in Speers Büro nur Rudolf Wolters, der später erzählte, »Bürochef, Architekt, Techniker und Modellbauer in Personalunion« gewesen zu sein: »Weitere Mitarbeiter gab es in dieser Zeit nicht.«<sup>39</sup>

Wolters' Erinnerungen zufolge wurde sein Gehalt zwar auf 250 Reichsmark erhöht, doch blieb die »Finanzierung des Büros (...) schwach, so dass ich gelegentlich Uhr und Photoapparat versetzen musste, um die verspäteten Gehaltszahlungen zu überbrücken«. <sup>40</sup> Noch im November 1933 erschien ihm die Perspektive dort so unsicher, dass er auf eine feste Stelle mit monatlichem Gehalt bei der Berliner Reichsbahndirektion wechselte, für die er bereits vor seinem Sibirien-Abenteuer eine Zeit lang tätig gewesen war. <sup>41</sup> Fortan arbeitete er nebenbei immer mal wieder als freier Architekt für Speer. <sup>42</sup>

Speer bediente sich weiterhin je nach Bedarf und Auftragslage der Hilfe ehemaliger Kommilitonen, die er dadurch bei seinem Aufstieg an sich band. Nachweislich arbeitete im Dezember 1933 etwa Friedrich Tamms für ihn. <sup>43</sup> Auch Hans Peter Klinke ist für diese Zeit als Mitarbeiter erwähnt. <sup>44</sup> Speer hatte ihn im Seminar Tessenows unterrichtet und charakterisierte ihn später als besonderes Talent. Klinke, drei Jahre jünger als Speer und ebenfalls Sohn eines Architekten, wird in der Überlieferung als enthusiastischer Nationalsozialist beschrieben. <sup>45</sup>

Generell war Speers Situation trotz der Aufträge für die Funkausstellung und den Bückeberg so unsicher, dass er nicht nur Wolters ziehen lassen musste, sondern noch an Wettbewerben teilnahm, um Aufträge zu bekommen. So reichte er im Oktober 1933 einen Entwurf für die Reichsführerschule in Grünwald ein, konnte sich im anonymen Wettbewerb aber nicht durchsetzen. <sup>46</sup>

Dafür gelang es ihm im selben Monat, erstmals ein Projekt mit einer größeren Bausumme an Land zu ziehen: den Umbau der Diensträume der alten Reichskanzlei in der Wilhelmstraße 78. <sup>47</sup> Staatssekretär Hans-Heinrich Lammers beantragte Ende November 130 000 Reichsmark, die Finanzminister Schwerin von Krosigk umgehend bewilligte. Speer ließ sich »Nacht- und Sonntagsschichten« genehmigen <sup>48</sup> und engagierte Friedrich Tamms zur Unterstützung. <sup>49</sup> Gleichwohl wurde der avisierte Termin zur Fertigstellung im Januar nicht gehalten und mindestens bis März gebaut. <sup>50</sup> Auch die Kosten verdoppelten sich nahezu. <sup>51</sup>

Parallel dazu durfte Speer in demselben Gebäudeverbund die Umgestaltung der Dienstwohnung Hitlers begleiten, deren Planung von Paul Ludwig Troost stammte. <sup>52</sup> Bis zum Sommer 1933 hatte Reichspräsident Paul von Hindenburg diese Räume bewohnt, dessen Haus in der Wilhelmstraße 73 renoviert wurde. Troost, den Hitler verehrte, erhielt den Auftrag im August 1933. <sup>53</sup> Während in Berlin die Bauplanungen liefen, arbeitete Troost weiter in seinem Atelier in der Münchener Theresienstraße an anderen Entwürfen, etwa für das Haus der Deutschen Kunst, bei dessen Grundsteinlegung am 15. Oktober 1933 Hitler der Hammer zerbrach, was weithin wahrgenommen wurde. <sup>54</sup>

Auch die Bauten am Münchner Königsplatz, die als »Führerbau« und »Verwaltungsbau« bekannt und, ebenso wie das »Haus der Kunst«, bis heute erhalten sind, hat Troost in dieser Zeit geplant.<sup>55</sup>

Troost legte zwischen September, als er Berlin besuchte, und November einen Kostenvoranschlag für die Wohnräume der Reichskanzlei vor.<sup>56</sup> Durch einen zweiten Kostenvoranschlag für Hitlers im selben Haus gelegene Diensträume von Ende November 1933 ist erstmals Speers Beteiligung nachweisbar. Die Betreuung des von Troost entworfenen Wohnungs-Umbaus brachte Speer nun tatsächlich in persönlichen Kontakt mit Hitler. Die Arbeiten dauerten mehrere Monate; Hitler bezog die Kanzlerwohnung im Mai 1934.<sup>57</sup>

»Diese Mitarbeit«, schreibt Speer in den *Erinnerungen*, »begann mit einer eingehenden Besichtigung der Reichskanzlerwohnung durch Hitler, seinem Bauführer und mir.«<sup>58</sup> Anschließend zitiert Speer einen Artikel Hitlers aus dem Frühjahr 1939, in dem dieser den Zustand der Wohnung in den düstersten Farben schildert, um die Weimarer Zeit zu diskreditieren. Speer schreibt zwar, Hitler habe »gewiß übertrieben«, im Kern jedoch übernimmt er dessen Wertung, unterfüttert sie sogar mit zusätzlichen Details und bekräftigt damit die Attacke gegen die Republik.<sup>59</sup>

Das setzt sich bei der Schilderung des Rundganges durch das Dachgeschoss fort. Der Hausverwalter habe auf eine Tür gewiesen, hinter der ein Fluchtweg »durch die Dachstühle von hier über alle Ministerien hinweg [...] bis zum Hotel Adlon« führe.<sup>60</sup> Wie plausibel die Existenz eines solchen »Fluchtwegs« ist, der sich über sieben getrennte Gebäude und mehrere Hundert Meter erstreckt hätte, soll hier nicht interessieren. Bemerkenswert ist der von Speer kolportierte Zweck der Einrichtung: Bei Aufständen hätte der Reichskanzler »in seiner Wohnung von der Außenwelt abgeriegelt« werden können, aber so sei »jederzeit ein Rückzug möglich.«<sup>61</sup> Hitler habe angeordnet, die Tür zu vermauern – man benötige dergleichen nicht. Speers Botschaft: Die Kanzler der Republik hatten vielleicht Grund, sich vor dem Volk zu fürchten, Hitler dagegen ist so populär, dass er sich den Verzicht auf Vorkehrungen für den Notfall leisten kann. Als besondere Pointe mochte wirken, dass der Fluchtweg in einem Luxushotel mündete.

Auch im Weiteren vermittelte Speer ein Hitler-Bild gemischt aus Volkstümlichkeit und Herrscher-Attitüde. »Es ist lächerlich, wie sparsam die Republik war«, habe Hitler gesagt.<sup>62</sup> Geld für Repräsentation aufzubringen folgte einem geradezu zwingenden Selbstverständnis. Angesichts dieser Einstellung können die bald folgenden gigantischen Bauprojekte, in denen auch Speer besinnungslos Staatsgeld ausgab, kaum verwundern. Freilich basierten diese Projekte nicht auf rationalen Finanzplänen, sondern ebenso wie die

Maßnahmen auf anderen zentralen Politikfeldern, etwa der Rüstung, auf Schulden. Sie sollten irgendwann in ferner Zukunft durch die Erträge einer territorialen Expansion beglichen werden.

Speer stellt in seiner Präsentation besonders Hitlers »Natürlichkeit« heraus: Dieser sei »fast jeden Tag zur Mittagszeit auf der Baustelle« erschienen und die »zahlreichen Bauarbeiter« hätten ihn »freundlich und ungezwungen« begrüßt. Hier kommt es wiederum nicht darauf an, wie wahrscheinlich es ist, dass Hitler vom Jahresende 1933 bis Frühjahr 1934 »fast jeden Tag« solche Inspektionen vornahm. Wichtig ist vielmehr, dass er auch in diesem Kontext als Verstellungskünstler erscheint, dem die Menschen erliegen: »Erst viel später, aufgrund winziger Kleinigkeiten, begann mir zu dämmern, daß auch ein gut Teil propagandistischer Berechnung dabei im Spiele war.«<sup>63</sup> Abschließend folgt die Szene des Auserwähltwerdens, die bis in die jüngere Literatur vielfach paraphrasiert wurde: Hitler habe ihn, schreibt Speer, überraschend zum Essen eingeladen, ihm wegen eines Mörtelflecks auf dem Sakko sein eigenes mit dem goldenen Parteiabzeichen geliehen und ihn »bevorzugt vor allen Gästen« an seiner Seite platziert.<sup>64</sup>

Andere Quellen für diese Ereignisse sind nicht erhalten. Allerdings können sie nicht wie in den *Erinnerungen* beschrieben abgelaufen sein, da Speers Zeitangaben nicht mit den überlieferten Dokumenten übereinstimmen. Die Umbauphase begann frühestens in den letzten Wochen des Jahres 1933 und zog sich über mehrere Monate. Die angeblichen Hitler-Zitate müssen ohnehin als literarische Produkte des Trios Speer – Siedler – Fest gelesen werden. So soll die Schilderung dieser ersten Zusammenarbeit mit Hitler vor allem transportieren, dass der unpolitische Großbürger Speer durch Verführung und persönliche Förderung in Hitlers Bannkreis gelangt sei.

Was auch immer die genauen Umstände gewesen sein mögen – Speer war Ende November/Anfang Dezember 1933 bei Hitler angekommen. Speer hat geschildert, wie er in Hitlers provisorischer Wohnung – als Regierungschef nutzte er zunächst die Räume von Staatssekretär Lammers im obersten Geschoss der alten Reichskanzlei – häufig zu Gast war.<sup>65</sup> Diese zunehmende »Führernähe« erscheint plausibel, weil sie sich bald in Speers Auftritten und Ansprüchen niederschlägt. Zugleich ist sie bemerkenswert, denn er zählte nicht zu den alten Kämpfern aus der Zeit vor 1930 und Hitler achtete, weil er noch dabei war, seine Macht als Reichskanzler und Parteiführer zu sichern, auf unbedingte Loyalität.

Der intensive Umbau der deutschen Politik und Gesellschaft nach dem Muster seines Weltbildes verlangte nach gleichgesinnten Unterstützern. Den alten Eliten im Militär, der Verwaltung oder der Diplomatie misstraute Hitler latent. Viele waren zwar nationalistisch und antiparlamentarisch

eingestellt, mussten aber für die ideologisch weitergefasste Staatsidee der NS-Bewegung erst noch intensiver gewonnen werden. Das war eine Herausforderung, die Hitler in den anderthalb Jahren bis zur Ausschaltung der SA-Führung und dem Tod Hindenburgs im Sommer 1934 mit größter Aufmerksamkeit anging. Wem es, wie Speer, gelang, in dieser Phase in Hitlers engste Umgebung aufgenommen zu werden, der musste als zuverlässiger Nationalsozialist ausgewiesen sein. Die von Speer in den *Erinnerungen* produzierte und von manchen Autoren übernommene Metapher von Speer als Faust, der seinen Mephisto gefunden habe, lenkt von Speers jahrelangem Einsatz für den Nationalsozialismus ebenso ab wie von seinem Aufstiegs-Ehrgeiz.

Hatte Speer schon von Hanke und Goebbels regelmäßig Aufträge akquirieren können, so war die Bekanntschaft mit Hitler der ersehnte Hauptgewinn. Vieles spricht dafür, dass er umgehend daranging, mit Verweis auf diese Verbindung an anderen Orten Aufträge zu erhalten. Eine zeitgenössische Notiz von Goebbels zeigt die Dynamik der Situation. Auch dem Propagandaminister war Speer durch die Bewährungen des Jahres näher gekommen. Goebbels mochte zugleich wahrnehmen, wie Speer sich gerade einen Platz in Hitlers Nähe eroberte. Sie trafen sich mit ergänzenden Interessen: Speer suchte weiter nach Bauprojekten, Goebbels wollte seine Dienstvilla erweitern, und Hitler selbst hatte am 26. November einen Entwurf gezeichnet.<sup>66</sup> Am nächsten Tag besprach Goebbels den Anbau mit Speer,<sup>67</sup> die Arbeiten begannen offensichtlich wenige Tage später.<sup>68</sup> Am 3. Dezember notierte Goebbels: »Unser Neubau geht rüstig voran. Eben Krone aufgerichtet. Vor Weihnachten fertig und gleich nach Weihnachten eingerichtet. Hitler war eben da. Begeistert von unserer Initiative.«<sup>69</sup>

Goebbels bemerkte, wie Speer auf weitere Aufgaben drängte, und notierte: »Mit Speer Frage Architektur. Kampf Junge und Alte. Prof. Troost liegt falsch. Aber ein Könnner!«<sup>70</sup> Noch stand Troost Speers weiterem Aufstieg zweifellos im Weg. Wie sich das Verhältnis zwischen den beiden ausnahm, ist umstritten. Speer behauptet in seinen *Erinnerungen*, dass er bei den Treffen Hitlers mit Troost dabei war und auch mit dessen Frau, der Innenarchitektin Gerdy Troost, Stoffe begutachtet habe.<sup>71</sup> Zwischen ihm und Troost habe sich »ein engeres Verhältnis angebahnt«.<sup>72</sup> Zwar erklärte Gerdy Troost nach dem Krieg, »Speer habe ihren Mann nie kennengelernt und sei erst nach dem Tode von Troost in das Münchner Atelier gekommen«,<sup>73</sup> aber das dürfte ein Versuch der auch nach 1945 treuen Hitler-Anhängerin gewesen sein, sich von Speer, der öffentlich so ostentativ auf Distanz zu seiner Vergangenheit ging, ihrerseits zu distanzieren. Speers Onkel, der Maler Conrad Hommel, hatte sein Atelier im gleichen Haus wie Troost, sodass hierüber eine Bekanntschaft möglich ist,<sup>74</sup>

und Troosts Tagebuch enthält eine Notiz zum 19. September 1933, er habe nach einem Besuch bei Hitler mit einem »Berliner Baumeister« die Kostenabrechnung besprochen; vieles deutet darauf hin, dass dies Speer war.<sup>75</sup> In Gerdy Troosts Unterlagen findet sich zudem ein langer Brief an Goebbels, in dem sie am 10. Januar 1934 im eigenen Namen und vor allem dem ihres erkrankten Mannes schreibt: »Eine große Freude ist es ihm, in Architekt Speer einen gleichgesinnten Künstler und einen für die Anschauung des Führers sich unmittelbar einsetzenden Kämpfer zu wissen.«<sup>76</sup> Goebbels' Notiz lässt vermuten, dass sich Speers Ehrgeiz auch gegen Troost richtete, er das in seinen *Erinnerungen* jedoch zweifellos nicht formulieren mochte.

Der von Goebbels verzeichnete Konflikt löste sich ohnehin durch den plötzlichen Tod von Troost am 21. Januar 1934. In seiner Nachfolge setzten Gerdy Troost und ihr Mitarbeiter Leonhard Gall den Umbau von Hitlers Wohnung plangemäß fort und bedienten sich dabei Speers Hilfe. Goebbels' Notiz über den »Kampf Junge und Alte« war Speer beim Schreiben der *Erinnerungen* unbekannt.<sup>77</sup> In Hitlers Augen stellte Troost überlebensgroß jeden anderen Architekten in den Schatten, er war also für Speer objektiv ein Hindernis. Mochte er für die Leser 1969 auch sein Bedauern betonen – zeitgenössisch konnte ihm Troosts Verschwinden nur willkommen sein.

## Ämter

Speers wachsender Einfluss wurde rasch sichtbar. Ende Januar 1934 ließ die NSDAP-Reichsleitung den Nürnberger Oberbürgermeister Willy Liebel wissen, dass Speer den Auftrag für die »technischen und künstlerischen Bauten« des nächsten Parteitags erhalten habe.<sup>78</sup> Zum 30. Januar ernannte ihn Robert Ley – als Führer der Deutschen Arbeitsfront eine der zentralen Personen für die Organisation der deutschen Arbeiterschaft im Dienst des Nationalsozialismus – zum Leiter des Amtes »Schönheit der Arbeit« in der Organisation »Kraft durch Freude«.<sup>79</sup> Ley war für Speer nicht zuletzt deshalb interessant, weil er durch die Zerschlagung der Gewerkschaften und die Beiträge seiner Mitglieder über riesige Summen verfügte, die sich bestens dafür eigneten, auch für Speers Dienste ausgegeben zu werden. In den überlieferten Quellen ist allerdings kaum erkennbar, dass Speer in seiner neuen Position selbst konkrete Projekte verfolgt hätte.<sup>80</sup> Sein erster Mitarbeiter Willi Schelkes erhielt, offensichtlich auf Speers Empfehlung, 1935 die ehrenamtliche Leitung des Amtes im Gau Baden, bevor er 1937 nach Berlin wechselte.<sup>81</sup> Nominell wurde Speer überdies »Leiter« der Bauabteilung der Deutschen Arbeitsfront,<sup>82</sup> doch auch davon hat sich kaum etwas in den Quellen niedergeschlagen; die

einschlägigen Aufgaben übergab er an Julius Schulte-Frohlinde, behielt sich aber bis 1938 die »fachliche Oberaufsicht« vor.<sup>83</sup>

Von April bis Juni 1934 war in Berlin die Ausstellung »Deutsches Volk – Deutsche Arbeit« zu sehen, an der Speer neben zahlreichen Architekten mitgewirkt haben soll. Im Ausstellungskatalog ist er zu den exemplarischen Bereichen der architektonischen Entwürfe allerdings nicht genannt; stattdessen finden sich pikanterweise Areale, die von Walter Gropius und Mies van der Rohe gestaltet sind.<sup>84</sup> Speer schreibt in seinen *Erinnerungen* darüber hinaus, dass er »Anfang 1934 Abteilungsleiter beim Stabe« von Rudolf Heß geworden sei;<sup>85</sup> bei dieser Aufgabe hat er in den überlieferten Quellen ebenfalls so gut wie keine Spuren hinterlassen, sie muss vor allem als weitere Trophäe in seiner Ämtersammlung angesehen werden. Diese betrieb er systematisch weiter: Mitglied im Senat der von Goebbels im September 1933 gegründeten Reichskulturkammer, Verwaltungsbeirat in der Reichskammer der Bildenden Künste (Juni 1934),<sup>86</sup> Professor (Januar 1937), Ordentliches Mitglied der Preußischen Akademie der Künste (Juli 1937), Preußischer Staatsrat (November 1938), Mitglied des Reichstages (September 1941).<sup>87</sup> Dies waren gleichsam »Nebentätigkeiten« zu Speers Hauptprojekten, die ihn ab 1934 in Nürnberg und ab 1936 in Berlin zu einer zentralen Figur der baulichen Herrschaftsgestaltung werden ließen. Speer agierte offensichtlich mit Kalkül: Seine Ämter verschafften ihm nicht nur öffentliche Reputation und zumindest kleinere Einkünfte, sondern auch Informationen über die Bauangelegenheiten bei den zahlreichen konkurrierenden Institutionen. Dort rechtzeitig seine eigenen Interessen zu sichern konnte nicht schaden.

Speers zentrale Machtquelle blieb Hitler, dessen Nähe er so oft als möglich suchte. Es gehört dabei zu den Grundmustern von Speers Erinnerungserzählungen, den einst so begierig hofierten »Führer« rückblickend als kleinbürgerlichen Spießler zu schildern und den Alltag im Herrschaftszirkel mit herablassender Distanz zu präsentieren. Abends sei »regelmäßig ein primitiver Filmapparat aufgebaut« worden, »um nach der Wochenschau ein oder zwei Spielfilme vorzuführen.«<sup>88</sup> Er betonte das Amateurhafte (»die Diener beherrschten in der ersten Zeit die Apparatur höchst unvollkommen«) und Bieder-Provinzielle solcher Abende (»Revuefilme mit vielen nackten Beinen konnten seines Beifalls sicher sein«, »Filme über fremde Länder wurden nie vorgeführt«). Solche Beschreibungen sind in der Literatur, namentlich in der von Speers persönlichen Erzählungen intensiv beeinflussten Hitler-Biographie Joachim Fests, gern wiederholt worden. Ob sie im Detail zutreffen oder nicht, sei dahingestellt.<sup>89</sup> Wichtig ist, dass Speer so oft zugegen war, dass er zu Hitlers engster Umgebung gehörte. Er ist ganz selbstverständlich in München

und auf dem Obersalzberg dabei, auf der Fahrt, in den Wohnungen, beim Essen, bei Ausflügen und bei Hitlers sporadischen Wanderungen; selbst dann saß Speer auf der Rückfahrt »auf dem Notsitz dicht hinter Hitler«. <sup>90</sup> Er suchte die Nähe und nutzte sie, um seine Karriere voranzutreiben, seinen Einfluss auszubauen und seinen Machtbereich zu festigen.

Eine weitere Gelegenheit, sich zu beweisen, bot sich, als Vertreter der Stadt Berlin im März 1934 in der Reichskanzlei den Neubau einer »Residenz« für Hitler erörterten. Als Hitler die Repräsentanten der Stadt am 5. Juli 1934 erneut zu sich bat, entschied er laut Protokoll, dass die »Nordbebauung« der Voßstraße »fallen« müsse, weil dort »zur Zeit altmodische und – was die Parkseite anbelangt – durchweg häßliche höchst unübersichtliche Bauten und entstellende Hinterfassaden« stünden. »An ihre Stelle hat – nach Ansicht des Führers – ein Neubau zu treten, der vielleicht ehrenhofartig sich nach der Voßstraße zu öffnet und zentrale Verwaltungsbehörden, Zwischenstab, Teile der Reichskanzlei und sonst dem Reichskanzler unmittelbar unterstellte Dienst- und Befehlsstellen aufnimmt.« <sup>91</sup> Damit war die Neue Reichskanzlei im Wesentlichen auf den Weg gebracht. <sup>92</sup> Deren Baugeschichte in den nächsten fünf Jahren wird noch ausführlicher zu besprechen sein.

Glauben wir Speer, so war es in diesem Frühjahr 1934, dass ihn auf einem Abendempfang Hitlers erstmals seine Frau begleitete, »die ich ihm bis dahin verheimlicht hatte«. <sup>93</sup> Gegenüber Margarete Speer habe Hitler gesagt: »Ihr Mann wird für mich Bauten errichten, wie sie seit vier Jahrtausenden nicht mehr entstanden sind.« <sup>94</sup> Wolf Jobst Siedler zufolge hat Speer diese Geschichte mehrmals wiederholt, »so wichtig war ihm das«. <sup>95</sup> Erneut ist zweifelhaft, ob Hitler überhaupt jemals etwas in dieser Art zu Speer oder gar dessen Frau sagte. Der Tenor dieser Behauptung ist jedenfalls weder plausibel noch glaubwürdig. In dieser Zeit war Speer keineswegs der ausgewählte Architekt, als der er sich in den *Erinnerungen* darstellt und als den ihn die Propaganda ab 1938 und 1939 präsentierte. Er hatte einige gediegene, aber kurze Aufträge ausgeführt, war besonders bei Hanke und Goebbels als verlässlicher Organisator etabliert und hatte auch einiges Vertrauen von Hitler erringen können. Nach dem Tod von Paul Ludwig Troost war er zwar ein gutes Stück nach vorn gerückt, aber er war weiterhin auf dem Weg, sich zu profilieren. Gebaut hatte er vor allem Fahnenreihen und Umbau-Zwischenwände. Als Mann für »vier Jahrtausende« ist er irgendwo erkennbar.

Vorläufig blieb das so. Als Hitler im Mai 1934 seine neuen Räume im Reichskanzlerpalais bezog, sicherte sich Speer den Anschlussauftrag für die Renovierung der bisher genutzten Staatssekretärswohnung, die nun für Lammer eingerichtet wurde. Sein Kostenvoranschlag über 90 000 Reichsmark

wurde genehmigt; außerdem konnte er im Südflügel des Palais Räume für die Stabswache errichten, für die noch einmal 27 000 Reichsmark verfügbar wurden. Beide Summen verstanden sich »inklusive Architektenhonorar«. <sup>96</sup> Den Garten des Reichskanzlerpalais durfte er mit einem Garagenhaus und einer Tankanlage ausstatten, für die zunächst 100 000 Reichsmark als Baukosten anfielen. Als Gesamtetat für die Umgestaltungen im Gartenareal verfügte er über 1,25 Million Reichsmark, von denen 90 000 Reichsmark als Honorar ausgewiesen waren. <sup>97</sup>

Im März 1934 hatte Lammers auf Kosten des Reiches das sogenannte Borsig-Palais erworben, das mit der Adresse Voßstraße 1 als Eckgebäude direkt an den Erweiterungsbau der Reichskanzlei in der Wilhelmstraße 78 grenzte. <sup>98</sup> Das Palais wurde seit Mai 1933 von Vizekanzler von Papen und seit Juli 1933 zusätzlich von Fritz Todt, dem Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, genutzt. Auch hier sicherte sich Speer den Auftrag zum Umbau und legte am 14. April einen Kostenvoranschlag vor. <sup>99</sup>

In den folgenden Wochen spitzte sich der Konflikt zwischen Hitler, der Reichswehr und der SA zu. Das Schlagwort von der zweiten Revolution machte die Runde, was Hitler als akute Gefährdung seiner langfristigen Pläne aufnahm, für die er auf die Reichswehr zählte. Er »löste« diese Herausforderung am 30. Juni 1934 mit der Ermordung seines Duz-Freundes Ernst Röhm und 84 weiterer vermeintlicher Gegner, von denen 50 der SA, meist deren Führung angehörten. Der Blutgeruch lag noch in der Luft, als Speer am 1. Juli einen fertigen Umbauplan für das Borsig-Palais präsentierte. <sup>100</sup> Hitler bestimmte, dort die Oberste SA-Führung unterzubringen und eine direkte Verbindung mit der Reichskanzlei herzustellen. Speer stellte es so dar, als habe er das Projekt Borsig-Palais erst nach der Enthauptung der SA übertragen bekommen. <sup>101</sup> Gehen wir davon aus, dass er für den Kostenvoranschlag vom April einige Tage Vorarbeit benötigte, dann ist es wahrscheinlich, dass er bereits wenige Tage nach dem Erwerb des Gebäudes im März damit betraut wurde. Mit dem Plan vom 1. Juli konnten die auf 650 000 Reichsmark taxierten Arbeiten beginnen und im Oktober 1934 abgeschlossen werden. Als Architekt und Bauleiter erhielt Speer 40 000 Reichsmark. <sup>102</sup>

Als weiteren Dekorationsauftrag konnte sich Speer die Trauerfeier für den am 2. August verstorbenen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg am Tannenbergs-Denkmal bei Hohenstein in Ostpreußen sichern, wo am 7. August eine pompöse Mischung aus NS- und Reichswehrzeremonie alte und neue »Eliten« gemeinsam präsentierte. Beim Verfahren zum Umbau der Hindenburg-Gruft kam Speer allerdings nicht zum Zuge. <sup>103</sup>

Die zahlreichen, wenn auch oft nur kurzfristigen Projekte illustrieren Speers Aufstieg. Seine private Beziehung zu Hitler festigte sich im Laufe des

Jahres 1934 so, dass er regelmäßig auch bei Unternehmungen dabei war, die nicht unbedingt eine architektonische Begleitung erforderten. Am 1. Oktober 1934 etwa besuchte er gemeinsam mit Hitler in Weimar Elisabeth Förster-Nietzsche, die bei dieser Gelegenheit einen passablen Scheck für das Andenken ihres Bruders erhielt.

Neben der Verbindung zu Hitler blieb die zu Goebbels für Speer von besonderer Bedeutung. Ende Oktober 1934 entschieden sie über das »neue Modell vom Bückeberg«,<sup>104</sup> im November inspizierten sie »schlechte Entwürfe« für eine Gauschule der NSDAP<sup>105</sup> und zum Jahresanfang 1935 besprachen sie gemeinsam bei Hitler »Neubaupläne« für Goebbels' Wohnhaus,<sup>106</sup> die Speer dann vom Februar bis Juni umsetzte.<sup>107</sup>

Trotz der beschriebenen Pläne und Aufgaben arbeitete Speer in dieser Phase bis zum Herbst 1934 weniger als Architekt denn als Organisator und Manager, der vor allem neue Projekte zu akquirieren suchte. Im Alltag war er weiterhin viel auf Reisen, konzentrierte sich ansonsten auf zentrale, namentlich ästhetische Fragen seiner Projekte und überließ die eigentliche Arbeit seinen Kollegen wie Klinke, Tamms oder Wolters. Wegen der begrenzten Zahl und Dauer der Aufgaben war ein Büro mit angestellten Architekten noch nicht ausreichend und stetig zu finanzieren. So hatte Speer auch 1934 offensichtlich die meiste Zeit nur »eine kaufmännische Angestellte und eine Bürohilfskraft«<sup>108</sup> als feste Mitarbeiter. Sein Ehrgeiz war damit nicht befriedigt.

### Rassenpolitik in Stein: der Architekt als Ideologe

Als Hitler im Juli 1933 Nürnberg zur »Stadt der Reichsparteitage« bestimmte,<sup>109</sup> konnte die fränkische Metropole auf eine lange Tradition als Objekt nationalromantischer Sehnsüchte zurückblicken, die in der Zuschreibung, die »deutscheste aller deutschen Städte« zu sein, ihren Ausdruck fanden. Neben München als »Hauptstadt der Bewegung«, Berlin als avisierte »Welthauptstadt«<sup>110</sup> und der Postkartenlandschaft des Obersalzbergs als idyllisiertem Regierungsrefugium des »Führers« war Nürnberg der vierte Ort, an dem sich nationalsozialistisches Selbstverständnis und überwältigender Machtanspruch untrennbar verwoben.

Das künftige Reichsparteitagsgelände befand sich unweit der Innenstadt am sogenannten Dutzendteich. Der Name hat nichts mit der Zahl Zwölf zu tun, sondern geht auf den morastigen Untergrund zurück, auf dem Schilfrohre (»Dutzen«) wuchsen. So gab es hier »lange vor den Nazis einen ausgedehnten braunen Sumpf«, wie Eckart Dietzfelbinger und Gerhard Liedtke

spöttisch bemerkt haben.<sup>111</sup> Das Gelände war traditionell ein beliebtes Ausflugsziel und wurde für Massenveranstaltungen genutzt. So hatte die SPD 1923 zur Verfassungsfeier einen Fackelzug veranstaltet, bei dem »50 000 junge Arbeiter rings um den Dutzendteich einen Feuerkreis« bildeten.<sup>112</sup> Als die Nationalsozialisten dort am 1. und 2. September desselben Jahres zum »Deutschen Tag« erschienen, waren sie also weder die Ersten noch die Einzigen, die sich die Nürnberg-Mystik zunutze machten. Zudem bot die Stadt aufgrund ihrer verkehrsgünstigen Lage geradezu ideale Voraussetzungen als nationaler Sammelpunkt.

Auch der dritte NSDAP-Parteitag vom 19. bis 21. August 1927 fand in Nürnberg statt. Der vierte mit bereits mehr als 50 000 Teilnehmern folgte zwei Jahre später.<sup>113</sup> Mindestens zwei Menschen kamen damals bei Ausschreitungen ums Leben. Der Nürnberger Stadtrat verweigerte der NSDAP daraufhin in den kommenden Jahren die Genehmigung; bis zur Machtübernahme fand kein weiterer Parteitag statt.<sup>114</sup>

Nach seiner Ernennung zum Reichskanzler verlangte Hitler eine Entscheidung der Nürnberger Stadtoberen über die weitere Ausrichtung der Parteitreffen. Sie fiel wie gewünscht aus, denn inzwischen war der NSDAP-Fraktionsführer Willy Liebel als Hitlers »liebster Bürgermeister«<sup>115</sup> im Amt; im Krieg stieg er zu einem der engsten Mitarbeiter des Rüstungsministers Albert Speer auf.<sup>116</sup>

Angesichts der Vorgeschichte in der Republik, die vier Jahre lang den nationalsozialistischen Versammlungskult in Nürnberg verhindert hatte, markierte der nunmehr fünfte Reichsparteitag vom 30. August bis 3. September 1933 einen historischen Moment. Als »Parteitag des Sieges« sollte er den Beginn eines neuen Zeitalters für alle Welt sichtbar machen und neben dem Erfolg der Parteiorganisation und der Geschlossenheit der Volksgemeinschaft vor allem den Triumph der Machteroberung symbolisieren.

Zunächst einmal musste das Gelände umgestaltet werden. Die »Erholungslandschaft« wurde so verändert, dass die geplanten 120 000 Teilnehmer frei im Gelände inszeniert werden konnten. Die Stadt Nürnberg errichtete provisorische Holztribünen für 70 000 Zuschauer und eine Ehrentribüne mit »Führerkanzel« für weitere 1000 Personen.<sup>117</sup> Die Kosten des Spektakels, bei dem rund 300 000 Menschen zusammenkamen, summierten sich auf ein- einhalb Millionen Reichsmark.<sup>118</sup> Wie wir gesehen haben, ist in den überlieferten Planungen der vorangegangenen Wochen von Speer keine Rede. An seinem Willen zur Einmischung besteht allerdings kein Zweifel. Die Inszenierung auf dem Tempelhofer Feld und die in diesen Wochen des August und September 1933 laufende Beschäftigung mit dem Bückeberg hatten ja verwandten Charakter: die Demonstration der neuen Macht. Und Nürnberg

war im Vergleich die prestigeträchtigste Veranstaltung. Im Januar 1934 konnte Speer durch den Brief der Parteileitung an die Stadt Nürnberg formal die erste Hürde nehmen.

In den Akten zur Baugestaltung des Parteitags von 1934 ist Speer erstmals am 25. April 1934 erwähnt. Er nahm teil an einer Besprechung Hitlers mit Gauleiter Julius Streicher, Nürnbergs zweitem Bürgermeister Walter Eickemeyer sowie Walter Brugmann, damals Leiter des Hochbauamtes.<sup>119</sup> Hier stimmte Hitler »einem vom Hochreferat der Stadt Nürnberg ausgearbeiteten Konzept« zu.<sup>120</sup> Von Plänen Speers ist noch nicht die Rede.<sup>121</sup> Das änderte sich nun.

Am 18. Mai ließ er die Repräsentanten der Stadt, darunter Walter Brugmann und Julius Schulte-Frohlinde – damals ebenfalls beim Hochbauamt –, unzweideutig wissen, dass »er vom Führer mit der künstlerischen Betreuung der zu schaffenden Anlagen und der Veranstaltungen des Reichsparteitags 1934 betraut sei.«<sup>122</sup> Bei dieser Gelegenheit schlug er vor, den Amtswalterappell in die Abendstunden zu verlegen: »Es solle mit sehr starken Lichtwirkungen gearbeitet werden, so zwar, dass auch Filmaufnahmen möglich seien und dass einzelne von ihm geschilderte Lichteffekte von, wie er sich ausdrückte, theatermäßiger Wirkung erzielt werden könnten.«<sup>123</sup> Die Konzepte vom Tempelhofer Feld und vom Bückeberg, die er in einschlägigen Veröffentlichungen vom Vorjahr schon mit dem passenden ideologischen Überbau versehen hatte, sollten nun auch in Nürnberg erprobt werden. Zehn Tage später rückte er erneut an, um über die Beleuchtung zu sprechen.<sup>124</sup> Aufseiten der Stadt war man irritiert über seine Anspruchshaltung. Allein für die Stromversorgungsanlagen setzte er ungedeckte Kosten von 300 000 bis 400 000 Reichsmark an.<sup>125</sup>

Eickemeyer ließ wissen, er sei überrascht, »daß Herr Speer in der vorangegangenen Sitzung [am 25. April mit Hitler] in der der ganze Reichsparteitagshaushalt durchgesprochen wurde, kein Wort von seinen Plänen« gesagt habe.<sup>126</sup> Als Speer mit eigenen Experten nach Nürnberg kam, um die Verkabelung zu prüfen, schlug er zudem vor, Magnesiumfeuer rings um das Zeppelfeld zu entzünden. Die absehbaren Kosten stiegen weiter. Für den Probetrieb der Beleuchtung in den Wochen vor dem Parteitag sollte die Stadt den Strom liefern. In der Kalkulation fehlten außerdem die Leitungen in der Luitpoldhalle sowie die Scheinwerfer selbst. Während die Vertreter der Stadt von Speer erwarteten, dass er die Finanzfragen mit der Partei klärte, verhielt er sich, als hätten sie seine Wünsche nicht nur zu erfüllen, sondern auch zu bezahlen.<sup>127</sup>

Die Nürnberger Aufzeichnungen nach dem Besuch zeigen, dass Speer schon ein fast aggressives Machtbewusstsein an den Tag legte. Er bean-

sprachte, im Namen Hitlers zu handeln, und verlangte entsprechenden Gehorsam. Dieses Muster sollte er in den kommenden Jahren immer wieder anwenden. Für ihn entsprach sein Verhalten dem kämpferischen Habitus, der in der nationalsozialistischen Idee ohnehin angelegt war. Noch bis in den August wehrte sich die Stadt gegen die von Speer betriebene »Scheinwerferbeleuchtung«, musste aber schließlich nachgeben.<sup>128</sup> Mit der Licht-Inszenierung war sein Beitrag für das Jahr 1934 allerdings schon weitgehend erschöpft. Die Stadt vertröstete ihn bei seinen »Anregungen« für das Zeppelfeld auf den »nächsten Parteitag«, und bei der Gestaltung der Luitpoldhalle und der Luitpoldarena blieb er gänzlich außen vor.<sup>129</sup>

In der Sondernummer des *Illustrierten Beobachters* zum Reichsparteitag 1934 wurde Speer dennoch mit Porträtfoto als »der Architekt des Reichsparteitages« präsentiert, was deutlich erkennen ließ, dass jenseits der Beamten des städtischen Hochbauamtes nun ein Parteimann aus Hitlers Umgebung nach weiterer Gestaltungsmacht griff.<sup>130</sup> Direkt nach dem Parteitag brachte Speer deshalb Pläne für eine Kulturhalle ins Gespräch und schlug vor, die Luitpoldhalle mit einer Lüftungsanlage auszustatten. Ohne Umschweife verwies er auf seine Beziehungen zu Hitler.<sup>131</sup> Eickemeyer erwiderte indigniert, Speer möge nicht nur dauernd Entwürfe präsentieren, sondern auch die Frage der Finanzierung bedenken.<sup>132</sup> Für Hitler und Speer war das kleinkariert, schließlich ging es um die Repräsentation einer revolutionären Bewegung. Die Kosten des Parteitags 1934 lagen mit sechs Millionen Reichsmark mehr als vier Mal so hoch wie im Vorjahr.<sup>133</sup> Aber angesichts der erfolgreichen Machtsicherung, die mit Hindenburgs Tod und Hitlers Übernahme von dessen Position als abgeschlossen gelten konnte, glaubten die Parteimänner, nun rücksichtslos aus den Ressourcen des Staates schöpfen zu können. Das galt für die Parteiveranstaltungen ebenso wie für das Gesamtprojekt der Nürnberger Anlage.

In den Monaten nach dem Ende des Parteitags verstärkte Speer seine Interventionen. Er präsentierte Eickemeyer Vorschläge und Forderungen, die das städtische Budget weit überstiegen. Weil Speer als Exponent der Wünsche Hitlers auftrat und auch so aufgenommen wurde, wandte sich Eickemeyer an das Reichsfinanzministerium, um von dort, ebenfalls mit Hitlers Hilfe, die notwendigen Gelder zu erhalten. Speer legte im Oktober und Dezember 1934 seine ersten Entwürfe für die Gesamtgestaltung vor.<sup>134</sup> Die Verhandlungen über die Details konnten keinen Zweifel daran lassen, dass er alles daran setzte, sich seinen ersten substanziellen langfristigen Auftrag zu sichern. Damit hätte er auch sein Büro endlich auf Dauer stellen können. Anfang 1935 erhielt er Abschlagselder, die wohl unter anderem dazu dienten, Wolters zu bezahlen, der die Hauptarbeit für ihn erledigte.<sup>135</sup>



*Vertraute Nazis: Julius Streicher beim Plausch mit seinem Duz-Freund Hitler, daneben Karl Brandt, ab 1939 mit den Euthanasie-morden beauftragt, und Albert Speer, der den Rassegedanken in Stein errichten und später die notwendigen Waffen schmieden sollte.*

Am 8. Februar präsentierte Speer einen Terminplan, der vorsah, das Gelände bis zum 31. Dezember 1942 fertigzustellen.<sup>136</sup> Die Kärner-Arbeit der Entwurfsplanungen überließ Speer weiterhin seinen Mitarbeitern. Den Bebauungsplan des Reichsparteitagsgeländes entwarf Rudolf Wolters zum Jahresanfang 1935. Er schrieb am 16. Februar 1935 an seine Eltern, »er habe in den letzten fünf Wochen bis spät in die Nacht für Speer den Bebauungsplan für das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg mit über 30 Quadratkilometern Fläche fertiggestellt, und dieser sei vom ›Führer‹ genehmigt worden, ebenso wie die avisierten Gesamtbaukosten von 130 Millionen Reichsmark, die in den kommenden acht Jahren verbaut werden sollten.«<sup>137</sup> Als Wolters 1943 seine erwähnte Speer-Hagiographie herausbrachte, charakterisierte er den Auftrag für das Reichsparteitagsgelände als »die damals größte künstlerische Bauaufgabe des neuen Reiches«<sup>138</sup> – ein impliziter Hinweis auf die Bedeutung seiner eigenen Rolle, den nur Insider verstehen konnten. Er war wohl-gemerkt weiterhin bei der Reichsbahn angestellt und entwarf für Speer als freier Architekt.

Speer wollte verbindliche Zusagen und sandte Walter Brugmann am 13. März 1935 einen Vertragsentwurf, der allerdings zunächst ohne Folgen blieb. Etwa zeitgleich erhielt die langfristige Planung der Nürnberger Bauten einen neuen Rahmen. Das hatte nicht zuletzt finanzielle Gründe – die Stadt

sollte angesichts der enormen Kosten eine strukturelle Sicherheit erhalten. Am 29. März 1935 entstand per Gesetz der »Zweckverband Reichsparteitag Nürnberg« (ZRN).<sup>139</sup> Zum Leiter berief Hitler Hanns Kehrl, seinerzeit noch Minister ohne Geschäftsbereich und ab Juli des Jahres Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten, Geschäftsführer wurde Willy Liebel.<sup>140</sup> Der ZRN übernahm nun die Organisations- und Finanzierungsaufgaben. Am 6. April 1935 gab Speer bereits einen Überblick über die Pläne und ließ dabei wissen, dass er dafür die »Billigung des Führers« eingeholt habe.<sup>141</sup> Doch erst im Juli erreichte sein Vertragsentwurf den Verwaltungsrat des ZRN.<sup>142</sup> Und erst im August, nachdem Kerrl mit Hitler gesprochen hatte, wurde er genehmigt. So konnte »in Übereinstimmung mit dem Führer« am 5. Dezember 1935 endlich, nach einigen weiteren Verhandlungen, eine Vereinbarung geschlossen werden, die nun ganz in Speers Sinne war. Doch noch war es nicht so weit, und Speers Stellung wurde keineswegs so selbstverständlich akzeptiert, wie er später behauptet hat.

Anfang Juni 1934 fiel zunächst die Entscheidung über einen der markantesten NS-Bauten überhaupt, die Nürnberger Kongresshalle. Die Pläne stammten von Ludwig Ruff und waren von Hitler und Goebbels mit größter Begeisterung aufgenommen worden.<sup>143</sup> Ihnen sei »noch niemals ein Entwurf vorgelegt worden«, der »in so gewaltiger, eindringlicher und monumentaler Weise die Größe der Bewegung zum Ausdruck bringe«.<sup>144</sup> Als Ruff im August 1934 starb, übertrug Hitler dessen Sohn Franz die Aufgabe, den Bau nach den Plänen des Vaters auszuführen. Die Bauleitung lag bei der Stadt Nürnberg.<sup>145</sup>

Yasmin Doosry, der wir die detaillierteste Studie über die Geschichte des Nürnberger Geländes verdanken, hat vorgeführt, wie sich die Mitglieder des ZRN jahrelang beharkten, weil fortlaufend gesteigerten Ansprüchen stets zu geringe Mittel gegenüberstanden.<sup>146</sup> Die Finanzierung war bei vielen Großprojekten ein Kernproblem. Auch in Nürnberg war man »unablässig auf der Suche nach Geldgebern«.<sup>147</sup> Ständige Konflikte waren die Folge, während der Planung wie beim Bau.<sup>148</sup> Für alle Beteiligten illusorisch erschien die ursprünglich auch von Hitler formulierte Erwartung, dass die Stadt die finanzielle Hauptlast tragen solle. Nach einer Intervention Hitlers übernahm das Reichsfinanzministerium schließlich den größten Teil der Kosten.<sup>149</sup>

Die Öffentlichkeit erfuhr freilich von alledem nichts; »von Anfang an«, so Doosry, »wurde der Bau des Reichsparteitagsgeländes von einer Propagandakampagne begleitet, in der jegliche Unstimmigkeiten harmonisiert wurden: Sie verkaufte der Öffentlichkeit sowohl die Planung und Ausführung als auch die Durchführung der Parteitage selbst als Glanzleistungen des ›neuen

Deutschland« und stilisierte die Parteitag Anlage und die Parteitreffen zum sichtbaren Ausdruck der NS-Bewegung.«<sup>150</sup>

Speer konnte sich mit der Vereinbarung vom 5. Dezember 1935 fest in diesem System etablieren. Er war nun zuständig für »die Aufstellung des Gesamt-Bebauungsplans des Reichsparteitagsgeländes einschließlich der Herstellung der Flächenaufteilungs- und Teilbebauungspläne«. <sup>151</sup> Zudem erhielt er die »künstlerische Oberleitung« sowie die »Oberaufsicht über die planmäßigen Ausführungen der Hoch- und Tiefbauarbeiten sowie der technischen Einrichtungen des gesamten Reichsparteitagsgeländes«. <sup>152</sup> Außerdem konnte er sich einige zentrale Bauten sichern: das Märzfeld, die große Straße, das Zeppelfeld mit der Zeppelintribüne und das Deutsche Stadion.

Damit waren endlich auch seine finanziellen Ambitionen ein gutes Stück erfüllt. Für die Arbeit bis zum Jahresende 1934 erhielt er einmalig 30 000 RM. <sup>153</sup> Für das Halbjahr bis zum 30. Juni 1935 kamen weitere 30 000 RM als Honorar plus 17 262,09 RM an Auslagen hinzu. In einem ersten Nachtragshaushalt wurden, offensichtlich von diesem Erfahrungswert ausgehend, weitere 30 000 RM Honorar und 20 000 RM für Auslagen eingestellt. <sup>154</sup> Ein zweiter Nachtragshaushalt sah für »Honorar und Auslagen des Architekten« schon 130 000 RM bis 31. März 1936 und weitere 55 000 RM für die Zeit vom 1. April bis 31. August 1936 vor. <sup>155</sup> Nicht alle Architekten-Honorare flossen allein an Speer, aber er sicherte sich den weitaus größten Anteil.

Speers Vertrag vom 5. Dezember 1935 sah monatliche Zahlungen von 3000 RM für Mitarbeiter und eine Pauschale von 1500 RM für Bürokosten vor, die als »Mindestvergütungen« ausgewiesen waren. <sup>156</sup> Für sich persönlich sollte Speer 40 000 RM jährlich erhalten, die mindestens bis zum geplanten Abschluss der Projekte zum Jahresende 1942 gezahlt werden sollten. <sup>157</sup> Das war ihm bald nicht mehr genug. Im Februar 1936 forderte er eine Erhöhung seiner Bezüge. Er begründete dies gegenüber dem Nürnberger Bürgermeister Eickemeyer damit, dass er »fast beliebig viele Aufträge« hätte annehmen können und allein im vergangenen Jahr »Angebote mit einer Bausumme von etwa 15 Millionen Mark abgelehnt habe«. <sup>158</sup> Speer nutzte seinen durch Hitlers Protektion und die eigene nationalsozialistische Profilierung gestiegenen »Marktwert«, um sich ein höheres Einkommen zu verschaffen.

Ab Juli 1936 stieg der Jahresbetrag seiner persönlichen Nürnberger Einnahmen auf 54 000 RM. <sup>159</sup> Speers Vertrag »erklärte die Entwurfstätigkeit zur wichtigsten Aufgabe des Architekten«. <sup>160</sup> Real bedeutete das: Speers Mitarbeiter leisteten die Hauptarbeit, er selbst konzentrierte sich als Supervisor und Akquisiteur auf die großen Linien und ästhetischen Generalfragen, die er wiederum eng mit Hitler abstimmte. Für diese Rolle, die vor allem reisen, »prüfen« und mit Hitler reden bedeutete, erhielt Speer monatlich mehr als

alle seine weiteren Mitarbeiter zusammen. Der Nachwelt gegenüber behauptete er dagegen, er habe »in einer selbstlosen Regung, die von idealistischer Hingabe im Stil der Zeit inspiriert war, (...) für alle meine Bauten auf die Architektenhonorare verzichtet«. <sup>161</sup> Als er diese groteske Erzählung 1969 der Öffentlichkeit präsentierte, fühlte er sich offenbar so sicher vor den Quellen, dass er meinte, damit durchzukommen. Tatsächlich interessierten sich weder seine Mitautoren Fest und Siedler noch die Leser seines Buches für die Fakten. <sup>162</sup>

Während des Parteitages von 1935, bei dem Speer erneut vor allem für die Lichtinszenierungen zuständig war, legte Hitler am 11. September den Grundstein für die Kongresshalle, den »ersten Riesen unter den Bauten des Dritten Reiches«. <sup>163</sup> In seiner »Kulturrede« begründete er die ideologische Verwobenheit von Rassenpolitik und Bauvorhaben, die für alle Bauprogramme des Nationalsozialismus galt. <sup>164</sup> Die »kulturelle Befähigung« gehöre »zu dem Gesamtkomplex der rassistischen Werte und Veranlagungen eines Volkes«. Gerade in Krisenzeiten sei es notwendig, ein »Volk zu dieser unendlichen Kraft seines ewigen inneren Wesens und Seins hinzuführen«. Denn wenn »der kleine menschliche Geist, von Leid und Sorgen verfolgt, irre wird im Glauben an die Größe und Zukunft seines Volkes«, dann sei es »Zeit, ihn wieder aufzurichten durch den Hinweis auf die von keiner politischen und wirtschaftlichen Not wegzuleugnenden Dokumente des inneren und damit unvergänglichen höchsten Wertes seines Volkes«.

Mit diesen Dokumenten meinte er insbesondere Bauwerke: »Sollten selbst die letzten lebenden Zeugen eines solchen unglücklichen Volkes ihren Mund geschlossen haben, dann werden die Steine zu sprechen beginnen.« Um dem »Volk einen starken inneren Halt zu geben«, sei es zwingend, dass »die großen Bauten der Allgemeinheit sich wesentlich über die Werke erheben, die doch mehr oder weniger den kapitalistischen Interessen einzelner ihre Entstehung und Erhaltung verdanken«. Die neuen Bauprojekte waren demnach Ausdruck der rassenideologischen Selbstfindung und völkischen Neuformierung: »Unsere Dome sind Zeugen der Größe der Vergangenheit! Die Größe der Gegenwart wird man einst messen nach den Ewigkeitswerten, die sie hinterläßt.«

Entsprechend sah Hitler sich selbst »von der Vorsehung bestimmt«, um dem »ewig gesunden Wesen« des Volkes »einen äußeren, lebendig sichtbaren Ausdruck zu verleihen«. Er erinnerte an Paul Ludwig Troost (»der größte Baumeister, den Deutschland seit Schinkel besaß«), der für den NS-Staat und »für die Bewegung seine ersten und leider einzigen Monumentalwerke in Stein als Denkmäler einer edelsten wahrhaft germanischen Tektonik« habe errichten können. Aber der Nationalsozialismus werde weiter

»Künstler entdecken und fördern, die dem Staat des deutschen Volkes den kulturellen Stempel der germanischen Rasse als einen zeitlos gültigen aufzuprägen vermögen.«<sup>165</sup>

Speer hörte diese Rede. Mit einigem Recht konnte er sich mit seinen laufenden Entwürfen bereits als einer derjenigen sehen, die ganz nach den beschriebenen Maximen dem völkischen Selbstbewusstsein einen ewigen Ausdruck geben würden. Dies alles war kein Gerede und keine unpolitische architektonische Spielerei. Die Baupläne für das Parteitagsgelände drückten die Essenz des nationalsozialistischen Selbstverständnisses aus. So, wie Masseninszenierungen der symbolischen und realen Trennung von Dazugehörigen und Gemeinschaftsfremden dienten, war Bauen Rassenideologie in Stein. Als deren praktisch-juristischen Ausdruck verabschiedete der Reichstag am Tag nach Hitlers »Kulturrede« die berüchtigten »Rassegesetze«.

### Etablierung

In den Wochen nach dem Parteitag wird Speers Position per Vereinbarung auf Dauer gestellt und er persönlich üppig ausgestattet.<sup>166</sup> Seine eigentlichen Leistungen lagen weiterhin im Entwerfen und Inszenieren; sein Bauen beschränkte sich 1935 auf die Zeppelintribüne und das Zeppelinfeld. Hier mussten 37 Steinbrüche und rund sechzig Betriebe zur Steinverarbeitung mit etwa 3600 Arbeitern landesweit koordiniert werden. Speer lernte als Organisator und erkannte den Schlüsselcharakter von Erfahrungen im Umgang mit Rohstoffen und Logistik-Organisationen, die er in den folgenden Jahren gezielt weitersammelte. Steine waren dabei kein beliebiges neutrales Baustück, sondern ein wichtiges Motiv auch für Eroberungen und Zwangsarbeit. Während des Krieges strebte Speer in den besetzten Gebieten die Kontrolle über Unternehmen in allen für ihn nützlichen Branchen an und organisierte auf seinen Reisen stets die Besichtigung von Steinbrüchen, um deren Tauglichkeit zu prüfen.

Die Zeppelintribüne war 1937 »als einziger Kolossalbau auf dem Reichsparteitagsgelände fertiggestellt.«<sup>167</sup> Für den Parteitag 1936 hatte Speer noch einmal die kombinierte Inszenierung von Licht und Lautsprechern erweitert. Auf der Zeppelinwiese wurden 2104 ferngesteuerte Leuchten aufgebaut, »darunter 22 Speziälscheinwerfer mit je 900 W, 102 Scheinwerfer mit je 1500 W und 18 Großscheinwerfer mit je 5000 W Leistung.«<sup>168</sup> Die Installation diente dem bereits erwähnten, von 1936 bis 1938 inszenierten Lichtdom, von dem sich zeitgenössische Beobachter ebenso beeindruckt zeigten wie später zahlreiche Historiker.<sup>169</sup>



*Hauptsache groß: Am 9. September 1937 legte Hitler den Grundstein für das Deutsche Stadion in Nürnberg. Es sollte die größte Sportarena der Welt werden. Speer wollte damit auch die Kongresshalle seines Konkurrenten Ludwig Ruff in den Schatten stellen. Wie bei fast allen Speer-Bauten kamen die Pläne trotz hoher Kosten und üppiger Honorare kaum über das Modell hinaus.*

Zwar konnte die Zeppelintribüne auch als Ausweis für Speers Baufähigkeiten interpretiert werden, aber architektonisch war die Treppenanlage mit dem markanten Hakenkreuz-Kranz eher voluminös als ingeniös. Unterdessen wuchs der Rohbau der Kongresshalle, die selbst für Laien ersichtlich von größerer architektonischer Komplexität war.

Speers Ambitionen bei dem mit Abstand größten Vorhaben in Nürnberg, dem Deutschen Stadion, richteten sich daher architektonisch auch gegen die bisherige Dominanz von Ludwig Ruffs Gebäude. Die Baustelle des Deutschen Stadions wurde »sechsmal größer als die der Kongresshalle«. <sup>170</sup> Der Mega-Bau sollte zugleich die von Hitler beschworene »ewige Substanz« des »Volkskörpers« symbolisieren. <sup>171</sup> Den Grundstein legte Hitler am 9. September 1937, abermals anlässlich des Parteitags, Vorarbeiten begannen im November 1937, die Installierung der Baustelle mit Baubüros, Lagerplätzen und Wachhäusern 1938. Trotz seiner alle bekannten Pläne sprengenden Maße sollte das Gebäude in fünf Jahren fertiggestellt werden. <sup>172</sup> Allerdings mussten die meisten der 1700 Arbeiter, die im Frühjahr 1939 beschäftigt waren, bei Kriegsbeginn in die Soldatenuniform wechseln.

Überhaupt war der Zeitplan angesichts der gigantischen Mengen an Erde, Schotter und Steinen, die bewegt werden mussten, eine kaum realistisch zu lösende Aufgabe.<sup>173</sup> Allein für das Fundament sollten 475 000 Kubikmeter Backsteine verbaut werden, für das Stadion selbst waren 2,16 Millionen Kubikmeter Steine und Klinker vorgesehen. Hinzu kamen 700 000 Kubikmeter Naturstein für Verkleidungen. Im Gebäude sollten 408 000 Quadratmeter Granitplatten ausgelegt werden.<sup>174</sup> Noch bevor sie bestellt waren, wurden riesige Lagerplätze dafür eingerichtet.<sup>175</sup> Der Bedarf an Steinen führte dazu, dass Speer auch eine engere Kooperation mit Himmler suchte, auf die noch ausführlicher einzugehen sein wird.

Ende September 1939 sandte die Geschäftsführung des ZRN einen Kostenplan an das Reichsfinanzministerium, der die Veränderungen der Finanzlage durch den Kriegsbeginn berücksichtigen sollte. Zwar wurde beschlossen, die Bauarbeiten ab Anfang Oktober einzustellen, aber Speer erwartete, dass die Baugrube des Deutschen Stadions weiterhin trocken gepumpt werde. Auch die Steinlieferungen sollten weiterlaufen. Speer berief sich auf Hitler und das zu erwartende schnelle Kriegsende, für das »die beschleunigte Fertigstellung der Führerbauten« gewährleistet werden müsse.<sup>176</sup> Allein für die Sicherung der Baugrube des Deutschen Stadions war eine Million Reichsmark veranschlagt.<sup>177</sup> Am Ende blieb nicht mehr als dieses große Loch, in dem, bildlich gesprochen, unablässig Geld versenkt wurde. Mit dem Untergang des Reiches war auch damit Schluss; Speers Grube lief voll Wasser – der heutige Silbersee.

Die Planungen für Nürnberg waren Speers erstes und zunächst wichtigstes Großprojekt, bevor Berlin ab 1936 als ungleich größer dimensionierte Aufgabe hinzukam. Allein für Nürnberg ähnelten die Millionensummen in den Haushaltsplänen bald den einschüchternden Dimensionen der geplanten Bauten. Im Dezember 1934 hatte Speer »für die Parteitagsbauten« sechzig bis achtzig Millionen Reichsmark veranschlagt.<sup>178</sup> Im Januar 1936 war die Summe auf 124 Millionen angewachsen, im Februar schon auf 150 Millionen. Wie in allen großen Projekten des NS-Staates spielten kaufmännische Sorgfalt oder finanzielle Nachhaltigkeit bald keine Rolle mehr. So stiegen die Ansätze in typischer Speer-Manier weiter. Im Sommer 1938 schwankten die Schätzungen bereits zwischen sechshundert Millionen und einer Milliarde Reichsmark.<sup>179</sup> Bis zur Stilllegung im September 1939 wurden Verträge über mehr als 204 Millionen Reichsmark geschlossen. Weitere Aufträge über 122 Millionen Reichsmark waren im August 1939 vorbereitet, wurden aber nicht mehr umgesetzt.<sup>180</sup>

Speer behauptete später, die Nürnberger Anlage hätte etwa siebenhundert bis achthundert Millionen Mark gekostet. In den *Erinnerungen* nannte

er das einen Betrag, den er 1944 »in vier Tagen für Rüstungsgüter ausgegeben« habe.<sup>181</sup> Damit wollte er die Pläne wohl als geradezu preiswert relativieren. Tatsächlich zeigt der Vergleich vor allem, dass Speer die Maßstäbe verloren hatte. Rechnet man die 800 Millionen Reichsmark mit dem Faktor der durchschnittlichen Jahresgehälter auf heute um, kommt man auf Kosten von mehr als zwölf Milliarden Euro – und das für einige Schau- und Repräsentationsbauten, die nur wenige Tage im Jahr ihrem Bauzweck entsprechend genutzt wurden. Entsprechend hoch war Speers prozentualer Anspruch auf das Architektenhonorar. Der Vergleich illustriert nebenbei, wie nah bei Speer Kriegführung und Bautätigkeit zusammenlagen.<sup>182</sup>

Mit dem Abschluss seines Vertrages vom Dezember 1935 und der Steigerung ab 1936 waren Speer allein für Nürnberg persönliche Einnahmen in Höhe von 418 000 RM bis 1942 garantiert. Aber das war nur ein Anfang. Hinzu kamen die Einnahmen, die er in Berlin als Generalbauinspektor sowie bei zahlreichen anderen Aufträgen für Hitler erzielte.<sup>183</sup> Durch die Etatgewalt an mehreren Orten verfügte Speer wiederum über Millionensummen, die er an befreundete Architekten und Künstler verteilen konnte. Hauptnutznießer über die Jahre wurde Arno Breker, aber auch Josef Thorak profitierte, für den Speer in Baldham bei München ab 1938 gleichsam nebenbei ein voluminöses Staatsatelier errichtete.<sup>184</sup> Ideologierepräsentation, Karriere und Selbstbereicherung mischten sich zu einem Charakter, den NS-Manager wie Speer als selbstverständliches Ergebnis ihrer Durchsetzungsfähigkeit und damit als legitimes Motiv für die weitere Akkumulation von Macht und Geld im Daseinskampf interpretierten.

Als Speer im Februar 1936 mehr Geld für seine Arbeiten in Nürnberg gefordert hatte, argumentierte er noch, er könne »es nicht verantworten«, seine Energie »neben den wichtigen Arbeiten für das Reichsparteitagsgelände mit ›normalen‹ Arbeiten« zu verschwenden.<sup>185</sup> Solche »Bedenken« waren umgehend vergessen, als er Zugriff auf die Planungen für Berlin erhielt.

## »BAUMEISTER DER BEWEGUNG«

*Mein ganzes Wollen war darauf gerichtet,  
daß dieser große Mann den Erdball beherrschen würde.*

ALBERT SPEER, 1978<sup>1</sup>

Noch im Sommer 1935 hatte sich Hitler skeptisch gezeigt, ob er Speer mit weiteren Aufgaben in Berlin betrauen sollte. Am 28. Juni äußerten Julius Lippert, NS-Staatskommissar für Berlin, und der Oberbürgermeister Heinrich Sahm gegenüber Hitler den Wunsch, die geplante Baukommission für die Metropole schon jetzt ins Leben zu rufen, »denn die Stadt Berlin sei in ihrer Stadtplanung doch abhängig von den großen Ideen, die der Führer für die Neugestaltung Berlins gegeben habe«. Hitler erklärte daraufhin, »dass er noch nicht den richtigen Architekten dafür wisse. Prof. Troost, der an sich wohl geeignet gewesen wäre, sei tot, und ob Architekt Speer dafür ausreiche, könne er noch nicht sagen. (...) Er wolle aber sich auch weiterhin nach einem geeigneten Architekten umsehen.«<sup>2</sup> Hitler verwies auf Emil Hippius, der in Leipzig das Richard-Wagner-Denkmal baute und in Nürnberg sowie an den Münchner Troost-Bauten mitarbeitete: »So einen Mann brauche er in der Architektur auch für Berlin.«<sup>3</sup>

Hitlers Einschätzung zu Speer war verständlich. Während etwa Ernst Sagebiel oder Heinrich Wolff zu dieser Zeit bereits repräsentative Großbauten für Berlin realisierten – Sagebiel hatte den markanten Großkomplex des Reichsluftfahrtministeriums bereits fertiggestellt und arbeitete gerade am Flughafen Tempelhof, dessen Gebäude das größte der Welt werden sollte, Wolff betreute den Neubau der Reichsbank –, hatte Speer gerade einmal eine Garage für die Reichskanzlei gebaut.<sup>4</sup> Wer 1935 nach dem profiliertesten Architekten für NS-Großbauten in Berlin gesucht hätte, wäre sicher nicht auf Speer gekommen.

Wie ist Speers folgender Aufstieg von 1935 bis 1937 zu erklären? Die wichtigste Voraussetzung war der plötzliche Tod überlegener Konkurrenten. Nach Paul Ludwig Troost starb am 15. August 1934 Ludwig Ruff, der ihm nicht nur mit seiner Nürnberger Kongresshalle sichtbar voraus gewesen war, sondern darüber hinaus noch im Juli 1934 durch eine gezielte Entscheidung Hitlers den Auftrag für den deutschen Pavillon auf der Weltausstellung in Brüssel 1935 erhalten hatte.<sup>5</sup> Darüber hinaus besaß Speer durch sein Profil

als früh und zuverlässig engagierter Nationalsozialist mit guten Verbindungen in Berlin ein Alleinstellungsmerkmal gegenüber den anderen Architekten seiner Generation. Und schließlich setzte er alles daran, den einmal hergestellten Kontakt zu Hitler nicht wieder abreißen zu lassen und sich ihm als dynamischer, den NS-Baugeist verstehender Nachwuchs zu präsentieren.

Speer sah, dass Hitler seine Tage so oft wie möglich am Obersalzberg zu verbringen suchte. Anfang der 1920er-Jahre hatte er das Berchtesgadener Land als Zufluchtsort und Rückzugsraum entdeckt; hier hatte er den größten Teil des zweiten Bandes von *Mein Kampf* geschrieben. 1933 erwarb er von den Tantiemen das zuvor gemietete Haus Wachenfeld, das er nach und nach zum »Berghof« ausbauen ließ. Stets zog es Hitler in »seine Berge«, wie es in der zeitgenössischen Propaganda hieß.<sup>6</sup>

Für Speer war es konsequent, dass auch er einen Platz am Obersalzberg erstrebte, obwohl er dort niemals mit einem der zahlreichen Bauaufträge bedacht wurde.<sup>7</sup> Seine eigenen Projekte waren 1934 und 1935 vielmehr weit davon entfernt angesiedelt, vor allem in Nürnberg, in kleinerem Umfang auch in Berlin und am Bückeberg. »Mit der für ihn typischen Beharrlichkeit«, schrieb er in den *Erinnerungen* über Martin Bormann, sei dieser einer »einfachen Erkenntnis« gefolgt: »Immer in nächster Nähe des Ursprungs von Gunst und Gnade zu bleiben. Er begleitete Hitler auf den Berghof, war auf Reisen bei ihm, wick in der Reichskanzlei bis zur letzten frühen Morgenstunde niemals von seiner Seite. So wurde Bormann zum fleißigen, zuverlässigen und schließlich unentbehrlichen Sekretär Hitlers.«<sup>8</sup> Damit hat Speer seine eigene Strategie recht treffend charakterisiert.

In den *Erinnerungen* möchte Speer seinen Lesern dagegen vermitteln, dass Hitler ihn geradezu genötigt habe, an den Berg zu kommen: »In einem abgelegenen Hochtal der Bayrischen Alpen, dem Ostertal, hatte ich ein kleines Jagdhaus ausfindig gemacht, groß genug, um Reißbretter aufzustellen, einige Mitarbeiter und die Familie gedrängt beherbergen zu können. Dort zeichneten wir im Frühjahr 1935 an meinen Berliner Plänen. Es waren glückliche Zeiten für die Arbeit und für die Familie. Aber eines Tages machte ich einen entscheidenden Fehler; ich erzählte Hitler von diesem Idyll: ›Aber das können Sie bei mir viel schöner haben. Ich stelle Ihrer Familie das Bechstein-Haus zur Verfügung.«<sup>9</sup> Der Klavierfabrikant Edwin Bechstein und besonders seine Frau Helene zählten zu den frühesten Förderern Hitlers. 1927 hatte Bechstein das Haus am Obersalzberg in unmittelbarer Nachbarschaft des Hauses Wachenfeld erworben. Inzwischen hatte die Partei es übernommen,<sup>10</sup> sodass es als Unterkunft für zahlreiche prominente Gäste diente. Hier stand Speer eine Wohnung zur Verfügung.

Preis: 20 Pfennig  
Linsen und Manierbilder 20 Pfg.  
Ausland mit versch. Porto 30 Pfg.  
Danzig 30 Goldpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 53 / DONNERSTAG, 31. DEZEMBER 1936



# J.B. Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. & CO. MÜNCHEN 2 NO



Vorweihnachtsstube auf dem Oberjalsberg bei Berchtesgaden.  
Der Führer im Gespräch mit Reichsleiter Max Amann und Reichsingenieur Baldur v. Schirach.  
Hinterer Reichsleiter Bormann und der Stiefknecht des Reichsparteitag Albert Ewert.

Sonderaufnahme für den „J.B.“ von Heinrich Hoffmann

*Vertraute Nähe der Macht: Speer in Hitlers privater Runde am Oberjalsberg mit Baldur von Schirach (rechts), Max Amann (Mitte) und Martin Bormann (hinter Hitler) am Jahresende 1936. Seine Ernennung zum Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt stand unmittelbar bevor.*

Ein Blick auf die Details von Speers Darstellung offenbart die üblichen Unstimmigkeiten: Im Frühjahr 1935 rang er in Nürnberg noch um seine Rolle und hatte nach allem, was wir wissen, neben einer kaufmännischen Angestellten und einer Bürohilfskraft vor allem freie Mitarbeiter. Es ist nicht zu erkennen, an welchen »Berliner Plänen« er damals hätte zeichnen können. Die Umbau-Projekte waren abgeschlossen, die Garage fertig, sein erstes eigenes Haus in der Berliner Schopenhauerstraße im Bau. In diese Zeit fällt allenfalls der Balkonanbau am Dienstgebäude der alten Reichskanzlei (den Speer in seinen *Erinnerungen* ins Jahr 1933 zurückverlegt, als er Hitler noch gar nicht kannte<sup>11</sup>), der wohl im Frühsommer 1935 entstand und rasch fertiggestellt war. Wenn Speer also im Ostertal ein Jagdhaus nutzte, bleibt die Frage, was er dort mit wem, fern von seinen Projekten und Auftraggebern, tat. Da Hitler 1935 und 1936 jeweils rund vier Monate am Obersalzberg verbrachte, ist es plausibel, dass Speer wie zuvor in Berlin seinen Platz nahe der Macht suchte.<sup>12</sup>

Die Monate vom Frühjahr bis Herbst 1936 können als eine Übergangsperiode in Speers Karriere gesehen werden. Er hatte inzwischen ein vertrautes Verhältnis zu Hitler, den er regelmäßig begleitete. Das illustriert ein 2016 bekannt gewordener Privatfilm Wolfgang Wagners aus diesem Jahr. Er zeigt Hitler in Bayreuth, beim Mittagessen in trauter Runde, links neben ihm Winifred Wagner, daneben einige weitere Freunde aus dem Bayreuther Umfeld. Speer sitzt ihm gegenüber, zu seiner Linken Wieland Wagner. Hitler und Speer erscheinen als Teil der vergrößerten Wagner-Familie.<sup>13</sup>

Speer wuchs nun in die Rolle des Hofarchitekten hinein. Seit Anfang 1936 hatte er durch seinen Nürnberger Vertrag eine sichere wirtschaftliche Basis, um sein Büro auch mit nunmehr fest angestellten Architekten auf größere Projekte einzustellen. Deren Zahl in dieser Zeit ist ungewiss. Aus Nürnberg kam Geld für fünf Mitarbeiter; wie viele davon fest angestellt waren, ist nicht zu erkennen. Rudolf Wolters, der weiterhin intensiv für Speer arbeitete, blieb Angestellter der Reichsbahn und übernahm bis Ende 1936 alle Aufgaben als freier Architekt. Jedenfalls verlegte Speer sein Privatatelier in die Lindenallee 18 in Charlottenburg.<sup>14</sup>

In dieser Zeit nahmen auch Speers Arbeiten für die Neue Reichskanzlei konkrete Form an. Im März 1936 legte er einen Kostenplan für den »Gesamtentwurf Voßstraße« vor, dem er im Juni 1936 eine Honorarforderung von 30 000 RM folgen ließ.<sup>15</sup> Das war gedacht als kleine Vorauszahlung auf das spätere Gesamthonorar, das auf »ein Vielfaches von 30 000 RM« geschätzt wurde.<sup>16</sup> Im Mai präsentierte er Hitler »nach etwa einjähriger Arbeit« die Umbaupläne für die Voßstraße.<sup>17</sup> Die Häuser und Grundstücke Voßstraße 2

und 3 waren in dieser Zeit schon gekauft und abgerissen worden.<sup>18</sup> Weitere Häuser wurden im Laufe des Jahres erworben. Im Oktober 1936 beschrieb Staatssekretär Lammers dem Finanzminister Schwerin von Krosigk den Stand der Pläne, um den Kauf aller weiteren Gebäude vorzubereiten, die dann sukzessive abgerissen werden sollten. Die Vorbereitungen für den Bau der Neuen Reichskanzlei waren damit getroffen.

Speer achtete darauf, dass die Aufträge, die er nun über Hitler erhielt, nach den für ihn besten Bedingungen vergolten werden konnten. Das hieß in der Regel: Speer konnte offizielle Aufträge als Privatarchitekt abrechnen. Von Beginn an flossen so üppige Honorare auf seine Konten.<sup>19</sup>

Zu diesen Aufträgen gehörte ein Bauprojekt, bei dem internationale Aufmerksamkeit garantiert war. In seinen *Erinnerungen* nutzt Speer die Gelegenheit, es im bekannten Muster als »Rettungstat« zu präsentieren. Gemeint ist der Bau des deutschen Pavillons für die Weltausstellung in Paris 1937. Speer behauptet, Hitler habe eine deutsche Beteiligung in Paris »zunächst schroff« abgelehnt, »obwohl die Einladung bereits angenommen und der Bauplatz des deutschen Pavillons akzeptiert worden war. Die vorgelegten Entwürfe mißfielen ihm jedoch durchweg. Daraufhin bat mich das Wirtschaftsministerium um einen Entwurf.«<sup>20</sup> So habe er auch dieses Projekt gerettet.

Die ursprüngliche Einladung der französischen Regierung an das NS-Regime datierte vom 22. Dezember 1934.<sup>21</sup> Schon im Vorfeld hatte es im Reich Diskussionen über die Teilnahme und einen möglichen deutschen Pavillon gegeben.<sup>22</sup> Im August 1935 beauftragte Hitler Lammers, sich der Sache anzunehmen. Dieser konsultierte Außenminister Konstantin von Neurath und Wirtschaftsminister Hjalmar Schacht.<sup>23</sup> Schacht betonte, das Reich werde bei einer Teilnahme wertvolle Devisen verbrauchen. Die französische Seite drängte aber darauf und verwies auf ihr eigenes Engagement bei den Olympischen Spielen in Berlin 1936. Den Vorschlag, die gegenseitigen Devisenausgaben miteinander zu verrechnen, lehnte die deutsche Seite (vermutlich auf Anraten französischer Industrieller) ab.<sup>24</sup>

Während man noch diplomatische Fragen diskutierte,<sup>25</sup> erhielt Speer im August 1936 den Auftrag für einen Entwurf und reiste nach Paris, um Jacques Gréber, den Chefarchitekten des Ausstellungsgeländes, zu treffen.<sup>26</sup> Das Gelände selbst inspizierte er mehrmals. Kurzzeitig entstanden Irritationen, weil man in der französischen Botschaft den Eindruck hatte, Speer hege Zweifel, und fürchtete, dass er Hitler zu einer Absage bewegen könnte. So taten die Franzosen alles, um Speers Wünschen nachzukommen.<sup>27</sup>

Als das Reich die Einladung am 14. Oktober 1936 offiziell annahm, hatten Speers Mitarbeiter die Pläne für den deutschen Pavillon nahezu fertiggestellt.

Die überlieferten Entwürfe lassen bereits im September 1936 die später verwirklichte Form der Gebäude erkennen.<sup>28</sup> Eine Querschnittszeichnung vom Dezember 1936 offenbart den kompletten Bau. Weder gab es eine abrupte Entscheidung Hitlers noch eine kurzfristig konzipierte Zeichnung Speers.

Hanebüchen ist Speers Erzählung, er habe sich »bei einem Besuch in Paris« zufällig »in den Raum« verirrt, »in dem der geheimgehaltene (!) Entwurf des Sowjetpavillons ausgestellt (!) war: Auf hohem Podest schritt eine Figurengruppe von zehn Metern Höhe triumphal auf den deutschen Pavillon zu. Daraufhin entwarf ich eine in schwere Pfeiler gegliederte, kubische Masse, die diesen Ansturm aufzuhalten schien, während vom Gesims meines Turmes ein Adler mit dem Hakenkreuz in den Fängen auf das russische Paar herabsah. Für den Bau erhielt ich eine Goldmedaille, mein sowjetischer Kollege ebenfalls.«<sup>29</sup>

In den Unterlagen des Büros Speer, die im Bayerischen Hauptstaatsarchiv verwahrt werden, findet sich ein Plan der sowjetischen Fassade sowohl in Seiten- als auch in Frontansicht. Der Plan ist französisch beschriftet. Bei der Organisation der Weltausstellung war vorgeschrieben, dass an allen Ausstellungsentwürfen französische Architekten zu beteiligen waren. Mit Speer arbeiteten Léon Courrèges, Amédée Coudert, Boleslas de Jankowski und André Hugonencq.<sup>30</sup> Ob Speer die Pläne von ihnen erhielt oder von Jacques Gréber<sup>31</sup>, ist offen. Sie alle wurden besonders hofiert und nach Deutschland eingeladen, mit allen stand Speer in engem Kontakt.<sup>32</sup> Mit anderen Worten: Speer hatte unter den französischen Architekten Sympathisanten, die ihm die Pläne zuspielten, sodass er seine eigene Gestaltung danach ausrichten konnte.

Heikel blieb die Devisenfrage, weil die Volksfrontregierung den Franc abgewertet hatte, die Deutschen zugleich jedoch mehr Devisen erhielten als andere Staaten.<sup>33</sup> Speer nutzte die Deckung Hitlers, um sich bei den Finanzen nicht beschränken zu müssen. Seine Nürnberger Verbindungen erleichterten ihm die Beschaffung von Steinen und Ausstellungsmodellen.<sup>34</sup> Am Ende kostete der deutsche Pavillon 17 735 540 Franc. Damit war das Gebäude mindestens sechs Mal so kostspielig wie das zweitteuerste.<sup>35</sup> Auf französischer Seite wurden daraus falsche Schlüsse gezogen: Wenn die Deutschen ein so großes und teures Gebäude bauten und sich so repräsentativ engagierten, fasst Karen Fiss die Wahrnehmung in Frankreich zusammen, dann unterstrich das ihre friedlichen Absichten, die sie schon im Jahr zuvor durch die Olympischen Spiele gezeigt hatten.<sup>36</sup> Unterschätzt oder nicht erkannt wurde demgegenüber die ideologische Repräsentations- und Signalfunktion, mit der die Nationalsozialisten gerade über das Bauvolumen und gleichgültig gegen jedes herkömmliche Kostenkalkül aller Welt das völkische Selbstbild ihrer Herrschaft zu demonstrieren suchten.

Die vorbereitenden Arbeiten für den Bau liefen in den letzten Monaten des Jahres 1936. Am 16. Januar 1937 wurde in Paris der Grundstein gelegt und bis zur offiziellen Einweihung am 26. Mai waren rund 1000 Bauarbeiter aus Deutschland in der französischen Hauptstadt beschäftigt.<sup>37</sup> Auch Speer reiste zur Eröffnung. Der weithin beachtete Pavillon brachte Speer eine Goldmedaille ein und machte ihn, wenn auch kurz, international bekannt.

In den *Erinnerungen* schildert Speer im Zusammenhang mit dem Pavillon eine weitere angebliche Rettungstat: beim Stadion für die Olympischen Spiele 1936 in Berlin. Als Hitler Werner Marchs Pläne dafür vorgelegt worden seien, habe er wutentbrannt erklärt, er werde niemals »einen solchen Glaskasten« betreten – die Spiele seien abzusagen.<sup>38</sup> Selbstverständlich war Speer auch diesmal zufällig in Hitlers Wohnung, als dieser »zornig und erregt« nach Hause kam. Und selbstverständlich lieferte Speer sofort die passende Lösung: »Ich zeichnete über Nacht eine Skizze, die eine Umkleidung des Konstruktionsgerippes mit Naturstein sowie kräftigere Gesimse vorsah, (...) Hitler war zufrieden (...) und die Spiele waren für Berlin gerettet.«<sup>39</sup> Welche Leistung! Speer schildert dies wohlweislich ohne Jahresangabe; der Leser soll annehmen, dass die Rettungstat irgendwann zeitnah vor den Spielen stattfand. Joachim Fest geht in seiner Speer-Biographie noch einen Schritt weiter. Während Speer schreibt, dass Hitler über die »ersten Pläne« erzürnt war, ist er es bei Fest erst bei der »Besichtigung des Rohbaus«. Fest verlegt die vermeintliche Rettungstat explizit auf den »Sommer 1936«, also wenige Wochen vor der Eröffnung der Spiele am 1. August.<sup>40</sup> Demnach hätte die Natursteinverkleidung mit Gesimse innerhalb weniger Wochen geplant, geliefert und installiert werden müssen. All das ist Phantasie.

Die Überlieferung zeigt: Im Oktober 1934 besuchte Hitler die Baustelle des Reichssportfeldes und genehmigte Marchs Entwurf, wobei er für die Gestaltung der Fassaden die Verwendung von Natursteinen zu bedenken gab. Er regte »im Nachgang« an, auch mit Speer zu sprechen, und »vermutlich im November/Dezember 1934« trafen sich Speer und March. Sie waren sich offensichtlich rasch einig, denn weitere Treffen, Gespräche oder Einflüsse Speers sind nicht bekannt.<sup>41</sup> Ein Zornesausbruch Hitlers ist ebenfalls nirgends überliefert. Geradezu grotesk wirkt die Vorstellung, die Olympischen Spiele hätten aus den von Speer erfundenen Gründen abgesagt werden können.<sup>42</sup>

Im Frühjahr 1936 war die Eröffnung der Olympischen Spiele noch fast ein halbes Jahr entfernt. Wohl zu dieser Zeit ließ Speer von seinen Mitarbeitern erste Pläne für Gesamt-Berlin vorbereiten, zu denen auch die Neue Reichskanzlei gehörte.<sup>43</sup> In seinen *Erinnerungen* behauptet er, Hitler habe damals,

bei der gemeinsamen Besichtigung eines Autobahnteilstücks, zu ihm gesagt: »Einen Bauauftrag habe ich noch zu vergeben. Den größten von allen.«<sup>44</sup> Im Juni habe er ihm dann einen Plan des Berliner Stadtzentrums gezeigt und sich beklagt: »Ich habe dem Oberbürgermeister lang und ausführlich erklärt, warum diese neue Straße 120 Meter breit sein muss und nun zeichnet er mir eine von nur 90 Metern.« Speer schildert die Situation, als habe Julius Lippert, inzwischen Oberbürgermeister und ein treuer Nationalsozialist und Hitler-Bewunderer, sich bewusst dessen Wünschen widersetzt.<sup>45</sup> Einige Zeit später habe Hitler schließlich geschimpft: »Lippert ist ein Nichtskönner, ein Idiot, ein Versager, eine Null!«<sup>46</sup> Die Dramaturgie kennen wir bereits: Die Stadt Berlin und ihr Oberbürgermeister sind unfähig (und unwillig), die großen Ideen des »Führers« zu verstehen, geschweige denn umzusetzen. Ein Retter muss her.

Andere Gewährleute für diese angeblichen Äußerungen Hitlers gibt es nicht. Eine derart konfrontative Stellung gegen Lippert und die Stadt Berlin ist aus den Quellen dieser Zeit nicht erkennbar. Es war vielmehr Speer, der diese Konfrontation zusehends suchte, um sich als der dominierende Stadtplaner zu etablieren, der er sein wollte. Tatsächlich war er auf dem besten Weg, nun, da die Planungsarbeiten zu Berlin und insbesondere zur Reichskanzlei auf ihn konzentriert wurden, den ersehnten offiziellen Titel zu erhalten. Ende Oktober notierte Lammers eine Diskussion über die mögliche Einrichtung eines »Reichsbeauftragten für das Bauwesen«. Diese Überlegungen mündeten in einem Entwurf zur »Einsetzung eines Generalinspektors für Bauten in Berlin«, dessen Rolle und Befugnisse auf Speer zugeschnitten sind.<sup>47</sup> Goebbels notierte am 16. November 1936: »Beim Führer. Mit ihm und Speer Pläne Umbau Berlin angeschaut. Eine tolle Anlage. Ganz groß und monumental gedacht. Auf 20 Jahre berechnet. Mit einer Riesenstraße von Süd nach Nord. Dahin kommen die neuen Prachtgebäude. Berlin damit zur führenden Weltstadt erhoben. Der Führer denkt groß und kühn. Er ist der Zeit um 100 Jahre voraus.«<sup>48</sup>

Mit Hitlers Zustimmung zu den Plänen für die Voßstraße vom Mai<sup>49</sup> und der Präsentation erster Entwürfe für Berlin als Ganzes im Winter hatte Speer erreicht, was ein Jahr zuvor noch unsicher schien: Er hatte nach Nürnberg endlich auch in Berlin die Vorherrschaft. Der bislang vor allem als Veranstaltungs- und Umbau-Manager profilierte Organisator, dessen Befähigung für den Berlin-Umbau Hitler 1935 noch bezweifelt hatte, war nun der dominierende Architektur-Manager an den beiden Zentralorten des Nationalsozialismus.

## Von Berlin zum »Mythos Germania«: der Generalbauinspektor

Die Pläne für den Umbau Berlins zur »Hauptstadt der Welt« werden seit Speers *Erinnerungen* oft mit dem irreführenden Schlagwort »Germania« verbunden.<sup>50</sup> Viele Menschen haben dabei unwillkürlich jene Fotografien und Filmaufnahmen vor Augen, die Hitler und seine Architekten mit Gipsmodellen von gigantischen Bauten und kühnen Stadtlandschaften zeigen. Speer ließ laufend Modelle, Fassadenkulissen und Innenraumteile im Maßstab 1:10 anfertigen oder gar originalgroße Entwurfsbauten zur Anschauung aufstellen.<sup>51</sup> Sie sollten den *Bauwillen* und die Schaffenskraft des Regimes demonstrieren.<sup>52</sup> Ihre beeindruckende Wirkung auf heutige Betrachter erzielen sie, wie Angela Schönberger treffend formuliert hat, zu einem Gutteil »nicht etwa, *obwohl* wir nur Fotos« der meisten Modelle kennen, »sondern *weil* wir nur diese Aufnahmen haben.«<sup>53</sup> Die Modelle blieben fast durchweg Imagination.

Gleichwohl hatten die groß angelegten Umbaupläne sehr reale Konsequenzen, das haben die intensiven Analysen der vergangenen Jahrzehnte gezeigt.<sup>54</sup> Schon Speers Vorbereitungen zur Umsetzung seiner Pläne bewirkten seit Mitte der 1930er-Jahre enorme Zerstörungen im gewachsenen Berliner Gebäudebestand, lange bevor die Alliierten die erste Bombe warfen. Zehntausende Wohnungen in einer an Wohnraum-Mangel leidenden Vier-Millionen-Stadt fielen weg.<sup>55</sup>

Hitler legte die offizielle Ernennung Speers zum »Generalbauinspektor für die Neugestaltung der Reichshauptstadt« (GBI),<sup>56</sup> wie der offizielle Titel lautete, bewusst auf den vierten Jahrestag der »Machtergreifung«, um den nationalsozialistischen Sendungscharakter der neuen Einrichtung zu unterstreichen. In seiner zeitgenössischen Speer-Hagiographie charakterisierte Rudolf Wolters die Bestellung als »die größte Bauaufgabe der deutschen Geschichte.«<sup>57</sup> Am selben Tag erhielt Speer, stramm stehend in Uniform, von Goebbels die Ernennung zum Professor.

Speers neues Amt war eine singuläre Einrichtung ohne Verwaltungsvorbild. Es besaß die Vollmachten eines Ministeriums, ohne so zu heißen. Als GBI war Speer Hitler direkt unterstellt. Er beanspruchte, über allen anderen Institutionen des Reiches, Preußens und der Stadt Berlin zu stehen.<sup>58</sup> Schon in der Gründung war somit die Konkurrenz zur Stadtverwaltung und zur Person des nationalsozialistischen Staatskommissars und Oberbürgermeisters Julius Lippert angelegt. Hitler hatte sich im Laufe des Jahres 1936 von der Idee distanziert, die Stadt selbst mit den Umbauplänen zu betrauen.<sup>59</sup> Die Entscheidung für den GBI war damit zugleich eine gegen die Eigengestaltungswünsche der Stadt Berlin.<sup>60</sup> Speer war das nur recht, und er setzte alles daran, seine Alleinherrschaft auch gegen die Stadtverwaltung durchzusetzen.<sup>61</sup>

Am Tag nach Speers Bestellung zum GBI ernannte Hermann Göring ihn darüber hinaus zum »Sonderbevollmächtigten im Rahmen des Vierjahresplans«. Hitler hatte in einer Denkschrift zum Vierjahresplan vom August 1936 definiert, Politik sei »die Führung und der Ablauf des geschichtlichen Lebenskampfes der Völker«, und als Konsequenz unzweideutig formuliert: »Ich stelle damit folgende Aufgabe: I. Die deutsche Armee muß in vier Jahren einsatzfähig sein. II. Die deutsche Wirtschaft muß in vier Jahren kriegsfähig sein.«<sup>62</sup> Görings Ernennung zum »Beauftragten für den Vierjahresplan« im Oktober 1936 diente diesem Ziel. Die Verknüpfung des Vierjahresplanes mit dem neuen Amt des Generalbauinspektors in Speers Person unterstreicht, dass Stadtplanung, Bauten und Kriegsvorbereitung als Instrumente im »Lebenskampf der Völker« verstanden wurden.

Auch Rudolf Heß als »Stellvertreter des Führers« versuchte nun, den neuen GBI an sich zu binden, indem er ihn zum »Beauftragten für Bauwesen« in seinem Stab ernannte. Speer sollte »für alle Fragen der künstlerischen Gestaltung von Parteibauten« zuständig und »bei allen das Bauwesen betreffenden gesetzlichen Fragen« beratend tätig sein.<sup>63</sup> Während Goebbels die Ernennung durch Göring hinnahm, intervenierte er gegen Heß, der ihn zuvor nicht informiert hatte.<sup>64</sup> Goebbels konnte Speers Aufstieg auch als Folge seiner frühen Förderung ansehen und war als Berliner Gauleiter an einer möglichst direkten Beziehung zum bald mächtigen städtischen Umgestalter interessiert.

Speer erreichte auch eine symbolische Nobilitierung, indem seine neue Behörde die Preußische Akademie der Künste aus deren Gebäude am Pariser Platz 4 verdrängte. Im Februar 1937 übernahm Speer das Vordergebäude, bis zum Frühjahr 1938 die weiteren Teile.<sup>65</sup> Mit der Einrichtung des GBI kehrte Willi Schelkes, Speers erster Angestellter, ebenso zurück wie Rudolf Wolters. Der schrieb am 5. Dezember 1936 an seine Eltern, er werde zum Jahresbeginn »im Bereich des Büros Speers arbeiten, an einer Aufgabe, deren Durchführung in Berlin einige Jahrzehnte erfordern wird.«<sup>66</sup> Auch Ilse Braun, die ältere Schwester von Eva Braun, arbeitete ab März 1937 als »eine der ersten Mitarbeiterinnen« rund acht Monate für Speer.<sup>67</sup> Der bezog das ehemalige Zimmer des Ersten Sekretärs der Akademie, Rudolf Wolters arbeitete durch eine Tür verbunden nebenan; daneben hatten Hans Stephan und Willi Schelkes ihre Räume.<sup>68</sup> Das herrschaftliche Ambiente ist aus zahlreichen Aufnahmen mit Modellen der künftigen »Welthauptstadt« bekannt.<sup>69</sup>

Finanziell war Speer mit dem GBI nun ebenfalls üppig ausgestattet. Nach einem Haushaltsplan für die Zeit von Oktober 1936 bis März 1937 standen ihm zunächst 148 015,49 Reichsmark für Personal- und Sachausgaben zur Verfügung.<sup>70</sup> Für sich persönlich forderte Speer im April 1937 als »untere Grenze« das »Gehalt des Stadtpräsidenten und Oberbürgermeisters«, weil



*»Professor« in Uniform: Speer nimmt am 30. Januar 1937 als strammer Parteimann seine Urkunde zum Professorentitel aus der Hand von Propagandaminister Goebbels in Empfang. Das Regime feierte den vierten Jahrestag der »Machtergreifung« und »Professor« Speer wurde am selben Tag zum »Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt«.*

»meine Arbeit in ihrer Auswirkung nicht geringer einzuschätzen sein wird.«<sup>71</sup> Er verlangte außerdem, neben seiner GBI-Aufgabe »weiter als Architekt tätig sein zu können«. Als »Einschränkung« formulierte er, »dass die von mir zu entwerfenden Bauvorhaben nur vom Führer bestimmt werden können (wie zum Beispiel Voßstraße)«<sup>72</sup> – was angesichts der bis mindestens 1950 laufenden gigantischen Pläne allein für Berlin einer Lizenz zum Gelddrucken gleichkam. Praktisch beauftragte der Generalbauinspektor Speer den Privatarchitekten Speer, der passend sein Honorar einnehmen konnte. Speer behielt sich neben seiner Gesamtverantwortung vor: die Gestaltung der Großen Halle, des Großen Sees, des Großen Platzes, des Hitler-Palastes (der die Neue Reichskanzlei ablösen sollte), des Reichsmarschallamtes, des Oberkommandos der Wehrmacht, der Reichstagerweiterungen, des Triumphbogens und des Süd-Bahnhofs.<sup>73</sup> Nach einer späteren Aktennotiz erhielt Speer im Rahmen der Berliner Projekte bis Ende Februar 1943 *monatliche* Abschläge von 60 000 RM. Sie setzten sich zusammen aus 30 000 RM für die Große Halle, 15 000 RM für den Triumphbogen, 10 000 RM für den »Führer-Palast« und 5 000 RM für das Oberkommando der Wehrmacht.<sup>74</sup>

In Berlin besorgte sich Speer als GBI mithilfe von Erlassen und Verordnungen laufend weitere Kompetenzen. So wirkte er mit am »Gesetz über die Neugestaltung deutscher Städte« vom 4. Oktober 1937. Es unterwarf das Bauprogramm dem Anschein nach einer rechtlichen Normierung. Tatsächlich beseitigte es für denjenigen, der die Macht hatte, alle Hürden: »Der Führer und Reichskanzler oder die von ihm beauftragte Stelle bestimmen«, hieß es, »den Bereich, in welchem, und den Zeitpunkt, von dem ab dieses Gesetz Anwendung finden soll. In gleicher Weise wird der Zeitpunkt bestimmt, in dem die Anwendung des Gesetzes für eine städtebauliche Maßnahme endet.«<sup>75</sup> Über Berlin hinaus hatte das Gesetz zum Ziel, die Gau-Hauptstädte einheitlich nationalsozialistisch umzugestalten. In jeder Stadt würde es einen ihrer Größe entsprechenden Aufmarschplatz und die dazugehörigen Partebauten geben. Mittel dazu waren die Festschreibung der Grundstückspreise auf den 1. Januar 1937, die Möglichkeit von Bauverböten sowie ein erweitertes Vorkaufsrecht für die Gemeinden.<sup>76</sup>

Speers Behörde erweiterte sich in den ersten drei Jahren mit Zugründungen und der Übernahme von Zuständigkeiten, bis sie 1940 übersichtlich in drei Großbereiche gegliedert wurde. 1937 wurde aus Speers »Planungsstab«, mit dem er bislang seine Projekte betrieben hatte, eine »Dienststelle«. Im Februar 1938 richtete er zusätzlich eine »Durchführungsstelle für die Neugestaltung der Reichshauptstadt« ein,<sup>77</sup> deren Leitung der ehemalige Dresdener Oberbürgermeister Ernst Zörner übernahm. Zörner engagierte im Juni

1938 den bisherigen Braunschweiger Bürgermeister Willi Clahes als seinen Stellvertreter, der bald darauf Speers zentrale Figur für die Entmietung und Enteignung der Berliner »Judenwohnungen« werden sollte.<sup>78</sup> Aus Nürnberg holte Speer Walter Brugmann, den Leiter des Hochbauamtes und Bauleiter des Reichsparteitagsgeländes, der in Berlin ähnliche Organisations- und Kontrollfunktionen übernehmen sollte.<sup>79</sup> Seine Ambitionen zeigten sich auch beim Personalbestand.<sup>80</sup> Der Haushaltsplan für 1937 verzeichnet 25 Mitarbeiter, darunter fünf Architekten.<sup>81</sup> Zum Jahresende 1938 zählte Speers Apparat in der Planungsabteilung bereits 87, in der Durchführungsstelle 93 Personen. Für 1939 waren es allein in der Planungsabteilung 91 Personen, davon 28 Architekten.<sup>82</sup>

Im Zentrum agierte Speer mit seinen beiden Ateliers, wobei er in der Regel vormittags in seinem Privatatelier in der Lindenallee arbeitete und ab dem Nachmittag in den Räumen am Pariser Platz. Er lieferte »ästhetische« Vorgaben, die er mit einem wachsenden Personalstamm entwickelte. Ein zeitgenössisches Huldigungsporträt des *Völkischen Beobachters* vom 3. Februar 1938 spricht noch von »neun Architekten, die in seinem Atelier an seiner Seite stehen (...) Auch an seiner zweiten Wirkungsstätte«, gemeint ist der Pariser Platz, werde diese Zahl kaum übertroffen. Gerade diese Art der Führung charakterisiere ihn als einen »große[n] Baumeister der Bewegung«. Wenngleich wir gesehen haben, dass die Zahl seiner Architekten zu diesem Zeitpunkt schon höher lag, die wiederum von technischem Personal unterstützt wurden, ist das Prinzip dennoch getroffen. Speer gab die großen Linien vor, skizzierte und ließ dann weiter daran arbeiten.<sup>83</sup> Seine unmittelbaren Helfer bei der Organisation und Prüfung der Entwürfe waren vor allem Rudolf Wolters, Willi Schelkes und Hans Stephan.<sup>84</sup>

Speer wählte Mitarbeiter, deren Stil und Ideen er kannte und schätzte und bei denen er sicher sein konnte, dass sie seinen eigenen Vorstellungen und denen Hitlers nahekamen. Er organisierte die notwendigen Räume, zahlte, seit öffentliche Gelder flossen, hohe Gehälter und ließ entwerfen, zeichnen und variieren. Schon aus Zeitmangel konnte er allenfalls sporadisch selbst – in der Regel vor allem für die Kamera – am Entwurfstisch stehen. Damit soll nicht gesagt werden, dass die in Speers Büro entstehenden Entwürfe seiner Person oder seinen Ideen fremd waren. Er kontrollierte, entschied über die Auswahl der Varianten und trug die Verantwortung, wenn Zeichnungen und Modelle Hitler präsentiert wurden.

Zu bedenken ist dabei, dass Speer oft von Berlin abwesend war. Viele Tage waren ausgefüllt mit Reisen, insbesondere in der Nähe Hitlers, Aufenthalt am Obersalzberg sowie der Besichtigung von Baustellen. Daneben musste er einige Korrespondenz für seine Nebenämter führen. So kon-

